UC-NRLF
*B 472 103

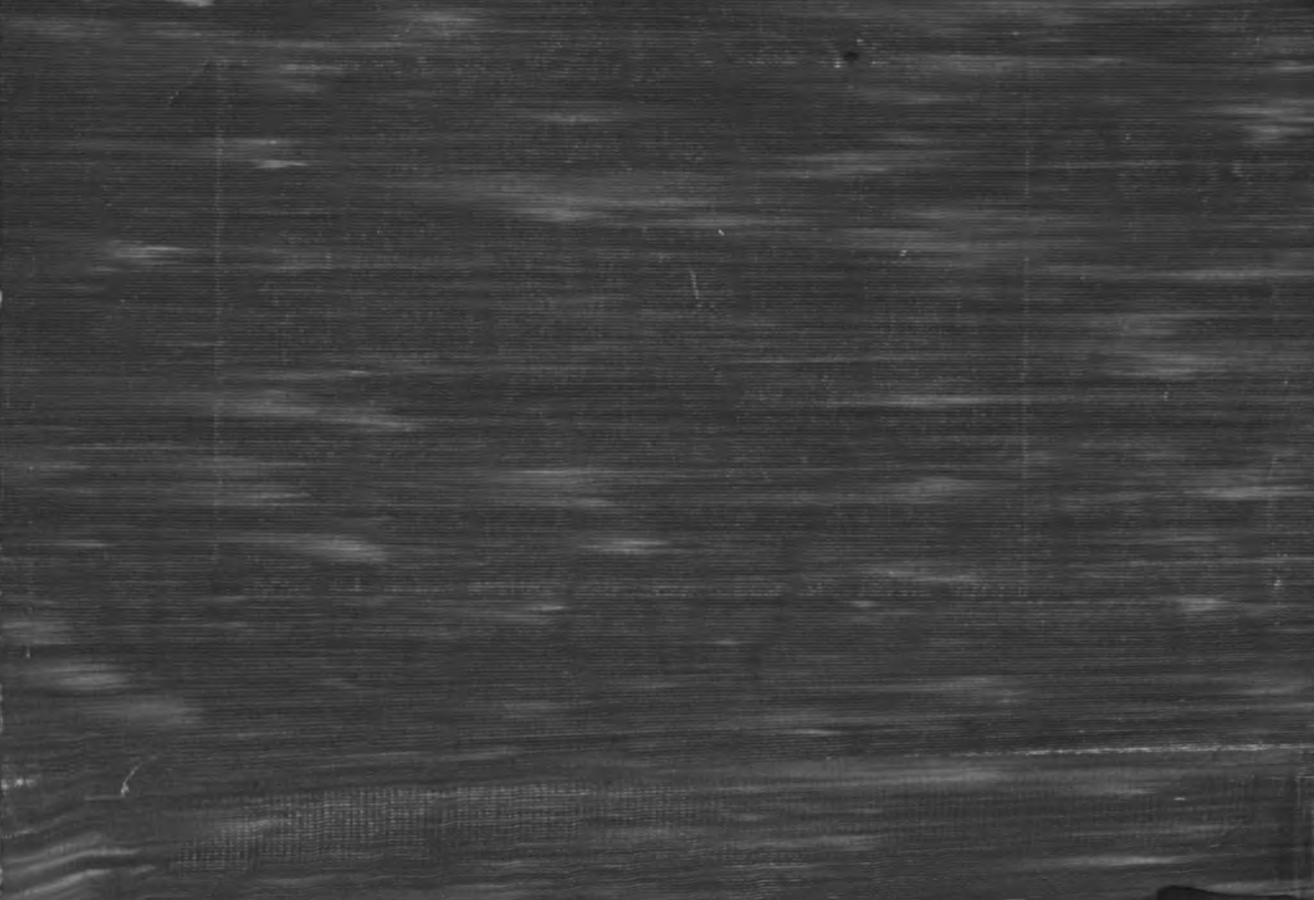
Katharina von Russland

von

Curry Brachvogel

V. & K.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



UNIV. OF
CALIFORNIA

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XVII

Katharina II. von Rußland

TO VIAU
AIMOAILIAO

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1913

Katharina II. von Rußland

Von

Carry Brachvogel

Mit fünf Kunstdrucken

„In engen Fesseln muß das Leben reifen,
Damit es Kraft gewinnt, sie abzustreifen."
Sturm.

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1913

UNIV. OF
CALIFORNIA

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

UNIV. OF
CALIFORNIA

280763

UNIV. OF
CALIFORNIA

Katharina II.
Ausschnitt aus einem Gemälde von J. B. von Lampi im Kaiserl. Winterpalais zu St. Petersburg.

Univ of California

1.

Im Kasernenhof von Stettin exerziert das Infanterieregiment Anhalt-Zerbst.

„Gewehr bei Fuß! Stillgestanden! Augen links! Eins, zwei, eins, zwei ... Halt! Die ganze Kompanie kehrt! Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei ..."

Die Kommandos fliegen, und die Griffe klappen, daß die ganze Kompanie nur ein Kopf, ein Bein und ein Arm zu sein scheint. Der Kommandeur, Herr Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, scheint zufrieden oder wenigstens nicht unzufrieden, denn es ist fraglich, ob irgend ein Regiment der gesamten preußischen Monarchie so exerzieren könnte, daß Herr Christian August wahrhaft und restlos zufrieden wäre. Ist er doch Soldat, mit Leib und Seele Soldat, nichts als Soldat und immer wieder Soldat, wie es seit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Zeiten regierende und nicht regierende Fürsten in Deutschland immer wieder gewesen sind. Die Passion oder die Manie für das Militär war damals neue und hohe Mode, lag den deutschen Herren auch aus mancherlei, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen besser als der galante und pathetische Firlefanz von Versailles. Der Fürst von Anhalt-Zerbst insbesondere kann sich gar nichts Schöneres denken, als Drill und Kasernenhof. Unter der Woche Dienst, am Sonntag eine erbauliche

Predigt, hol mich der Teufel, was will der Menſch noch mehr vom Leben verlangen?!

„Halt! Stillgeſtanden! Gewehr bei Fuß! Die ganze Kompanie kehrt! Eins, zwei, eins, zwei! Rührt euch!“

Wahrhaftig, all ſeine Söhne, und wenn er ihrer zwölfe hätt', müßten den bunten Rock tragen, und wenn ſeine Alteſte eben nicht leider ein Mädel geworden wäre ſtatt ein Bub, ſo müßte auch ſie daran glauben. Donnerwetter, war das eine Enttäuſchung, als vor etwa zwölf oder dreizehn Jahren, am 2. Mai 1729, die Wehmutter ihm ſtatt des erwarteten Jungen das dumme, kleine Ding, die Fieke, in die Arme legte! Na, im Lauf der Jahre hatte er's natürlich verſchmerzt, und er hat die Tochter, die mit ihrem richtigen Namen Sophie Friederike heißt, von Herzen gern, ſoweit wie eben ein richtiger Soldat ein Weſen gern haben kann, das unfähig iſt, Gewehrgriffe zu üben und in die Tiefſinnigkeiten des Exerzierreglements einzudringen.

„Gewehr bei Schulter! Stillgeſtanden! Augen rechts! Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei ... Halt! Die ganze Kompanie ſchwenkt! Rechts ab! Eins, zwei, eins, zwei ...“

Auch wenn Herr Chriſtian Auguſt den Dienſt hinter ſich hat, denkt und redet er kaum anderes als Kaſerne und Regiment. Solches tagaus, tagein anzuhören iſt gewiß für keine Ehefrau beſonders erbaulich, am wenigſten aber für die Frau Fürſtin, eine geborene Holſtein-Gottorp, die unruhigen Geiſtes iſt und die ſich in Stettin überhaupt nicht wohl fühlt, wenngleich ſie mit ihrem Mann im Stadtſchloß wohnt und unter den Honoratiorendamen natürlich eine

bevorzugte Stellung einnimmt. Doch dieser kleine Wirkungs- und Repräsentationskreis konnte nicht einer Frau genügen, die, wie viele Mittelmäßigkeiten, von Eitelkeit ganz zerfressen war und nur davon träumte, zu glänzen, politisch eine Rolle zu spielen und Geld zu verschwenden, wie sie es von bevorzugten Damen in Paris, Dresden, Berlin gelesen, gehört oder gesehen hatte. Für die Begriffe von damals war sie schon weit in der Welt herumgekommen, denn sie war als Mädchen in Paris gewesen, und wenn Herr Christian August mit Frau und Kindern immer wieder die Reisekutsche bestieg, so geschah es gewiß nur der unruhigen Fürstin zuliebe, nicht um dem Wandertrieb des seßhaften und dienstfreudigen Mannes zu genügen. Bis nach Paris kamen die Zerbster freilich nie, die Frau Fürstin mußte sich's mit Vetternreisen nach Hamburg, Berlin, Eutin usw. genügen lassen, aber da die Familie Anhalt über acht Linien verfügte und auch die Holsteiner überall reichlich verschwägert und ansässig waren, so fehlte es nicht an Abwechslung, und die Kinder bekamen mehr von der Welt und von fremden Dingen zu sehen als die anderen kleinen Mädchen und Buben, mit denen Fiekchen sonst wohl auf dem Marktplatz herumlief und spielte. Freilich hätte man noch viel schönere Reisen machen, hätte besonders in Glanz und Gloria öfters nach Rußland fahren können, wenn nicht der Bruder der Frau Fürstin, Karl August von Holstein .... Hier aber hört der Fürst nicht mehr zu. Seine lebendigen Soldaten interessieren ihn mehr als dieser tote Schwager, und außerdem ist verloren verloren, und gegen Schicksalstücke kann der Mensch nichts ausrichten.

Mit dieſer nicht gerade neuen, darum aber nicht weniger wahren Erkenntnis verläßt der dienſtfreudige Herr ſeine Familie, begibt ſich zu den Nachmittagsübungen in die Kaſerne und läßt ſeine Johanna Eliſabeth mit ihren vereitelten Hoffnungen und ihren ſchmerzlichen „Wenn nicht"-Erinnerungen allein.

Wenn die Fürſtin ihr Leben bedenkt, ſo kommt für ſie nach ihrer Auffaſſung nicht viel Erfreuliches heraus. Sie ſteht im Anfang der dreißig, alſo in jenen Jahren, da die Frauen am verführeriſchſten und am mutigſten ſind, bildet ſich ein, daß ſie ein bedeutender Kopf und insbeſondere eine diplomatiſche Begabung ſei, und ſitzt nun in ſehr beſcheidenen finanziellen Verhältniſſen mit einem Ultraſoldaten und etlichen Kindern im Stadtſchloß zu Stettin, hört ſtatt des Getriebes der großen Welt den Klatſch der kleinen Stadt, empfängt ſtatt chiffrierter Depeſchen die Beſuche der Provinzdamen, und ſtatt mit Pracht und Luxus erfüllt ihr Mann die Wohnung mit Tabaksqualm und Kaſernengeſchichten. Weiß Gott, für eine Frau, die ſich an den Vorbildern der Gräfin Königsmarck oder der Frau von Maintenon berauſcht hat, iſt dieſe Exiſtenz kläglich genug, erſcheint Johanna Eliſabeth noch kläglicher, wenn ſie bedenkt, wieviel Glanz durch den verſtorbenen Bruder auf ſie und ihr Leben hätte fallen können. War doch dieſer Bruder vor Jahren mit der ſchönen ruſſiſchen Eliſabeth, der Tochter Peters des Großen, verlobt geweſen und wäre längſt deren Gatte, wenn nicht der Tod den Bräutigam aus den Armen der blonden, verzweifelten Braut genommen hätte. Nun lebt die ſchöne Eliſabeth allein und unbeachtet neben dem zariſchen Thron, auf dem, unter der ſehr fragwürdigen Regent-

schaft seiner Mutter Anna Leopoldowna, Elisabeths anderthalbjähriger Vetter, Iwan, sitzt.

Lebt heute noch allein und unbeachtet, — wer aber kann sagen, wie sie morgen leben wird? In Rußland, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ist alles erlaubt, ist alles denkbar, ist alles schon dagewesen, und man braucht noch nicht einmal eine so hervorragende politische Begabung zu besitzen, wie die Fürstin sie sich zutraut, um den Gedanken zu erwägen, daß es die Zarentochter vielleicht gelüstet, eines Tages mehr als bloß Zarentochter zu sein. Wenn dann Karl August noch lebte, dann teilte er mit Elisabeth den russischen Thron, dann könnte Johanna Elisabeth sagen: „Mein Bruder Rußland", könnte monatelangen Aufenthalt in Petersburg nehmen, und auf ihr und ihrer ganzen Familie läge leuchtend der Nimbus, der von den weißen Zaren geheimnisvoll über Europa hinströmt. Doch wozu all diese Gedanken quälend bis zuletzt ausdenken, da sie sich doch nie und nimmer erfüllen können! Mit den blauen Augen Karl Augusts sind auch die Zukunftshoffnungen der Fürstin gebrochen, und die Größe des Hauses Holstein-Gottorp ist mit ihm zur letzten Ruhe eingegangen ... —

Man sagt wohl gerne, daß enttäuschte Frauen in ihren Kindern Ersatz finden für das, was ihnen das Leben schuldig blieb, aber die Fürstin kann sich zu dieser Auffassung nicht bekennen. Ihre Söhne sind noch sehr klein, und über das Mädel ärgert sie sich fast immer, so oft sie es zu Gesicht bekommt. Warum? Aus mancherlei Gründen. Zunächst ist es ihr, die selber noch eine junge Frau ist, nicht gar angenehm, einen Backfisch neben sich zu haben,

der in ein paar Jahren schon eine große Tochter sein wird. Und dann, was soll eine arme fürstliche Offiziersfamilie mit einem Mädel machen! Ja, wenn Fiekchen schön wäre oder wenigstens verspräche schön zu werden, oder wenn sie Esprit besäße oder irgend eine der anmutigen und glänzenden Eigenschaften, mit denen die Frauen ihr Glück machen können, — aber nichts davon besitzt sie, rein gar nichts! Auf der eckigen, aufgeschossenen Gestalt sitzt ein dunkelblonder, magerer Kopf, aus dem das Kinn so spitz in die Welt hineinragt, daß Mademoiselle Cardel, die französische Erzieherin, alle Augenblicke zu der Kleinen sagt: „Voyons, princesse, tachez de retirer votre menton en arrière, afin de ne piquer personne!“ Das Mädel lernt wohl ein wenig deutsch, ein wenig französisch und ein wenig Musik, aber auf gar keinem Gebiet zeigt sie eine besondere Begabung, und die Mutter sowie Mademoiselle Cardel sind fest davon überzeugt, daß sie im besten Fall einen Mann wie ihren Vater, im wahrscheinlichsten aber nur eine Stiftsdamenstelle bekommen wird, auf der sie dann siebzig Jahre lang darüber nachdenken kann, wie unvorteilhaft es ist, als Tochter eines armen deutschen Fürsten auf die Welt zu kommen.

Wenn die Fürstin sich dies Zukunftsbild der Tochter entrollt, drängt wohl ihr unverbrauchtes Temperament zur Entladung, und dann pufft sie das Mädel ohne besonderen Grund herum, ohrfeigt sie zur rechten Zeit und tut, was sie nur kann, um der Fieke immer klar zu machen, daß sie ein rechtes Fräulein Unnütz ist und zeitlebens bleiben wird.

Die Kleine ist zwar mager von Gestalt, aber doch ganz robust an Leib und Seele. Sie ist weder

empfindlich noch verwöhnt, umkränzt die mütterlichen Püffe und Ohrfeigen weder mit verbitterten noch mit sentimentalen Empfindungen, trachtet nur ganz praktisch, ihnen soviel wie möglich zu entwischen, erträgt sie schweigend, wenn die Hände der Fürstin wieder einmal flinker waren als die Beine der Tochter. Die Selbstbeherrschung, die Fiekchen auf diese Weise schon in früher Jugend lernt, ist wohl das wichtigste wenn auch ganz unbewußte Moment ihrer häuslichen Erziehung, denn außer dem bißchen Französisch und Musik läßt ihr die Mutter nichts beibringen, als daß sie den Damen, die zu Besuch ins Stadtschloß kommen, ehrfürchtig die Hand küssen muß. Immerhin ist diese Kunst des Handkusses und der demütigen Gebärde für Fiekchen nicht unwichtig, denn sie wird in ihrem künftigen Leben jahrzehntelang Hände küssen müssen, die sie quälen und erniedrigen, wird sich unterwürfig neigen müssen, wo sie im Herzen verhöhnt und verachtet, bis endlich der Tag erscheint, an dem sie selbst die Hände mit der Geste der Imperatorin einem knienden Volk zum Kusse darreichen darf.

Bis dahin aber hatte es noch gute Weile, und Fiekchen bekam noch viele Püffe und Ohrfeigen, Herr Christian August drillte noch viele Soldaten und erzählte viele Kasernenanekdoten, und die Frau Fürstin hatte noch reichlich Gelegenheit, sich über ihn und seine Teilnahmlosigkeit gegenüber dem toten Glück des Hauses Holstein-Gottorp zu ärgern. Eines Tages aber, gegen Ende des Jahres 1741, vergaß er doch einmal seinen öden Militärklatsch, horchte gespannt auf, wenn der Name Elisabeth von Rußland genannt wurde, und gab sicherlich auch

selbst seine Ansicht über das neue, überraschende Ereignis im heiligen Rußland kund. Was sich in diesen Dezembertagen an der Newa abgespielt hatte, war ja auch wirklich geeignet, nicht nur das Stadtschloß von Stettin sondern auch die gesamte diplomatische und politische Welt Europas zu überraschen: die Großfürstin Elisabeth hatte mit Hilfe des Preobrasenskyschen Regiments einen glücklichen Staatsstreich gemacht, hatte die Regentin Anna Leopoldowna verjagt, den kleinen Iwan in Schlüsselburg interniert und sich selbst zur Zarin aller Reußen gemacht. Man kann sich denken, daß die Fürstin von Anhalt-Zerbst nun erst recht all ihre „wenn" und „wenn nicht" zu jammern begann, und vielleicht hat ihr der Gatte in diesen Tagen etwas williger zugehört als sonst. Als sie dann die große Neuigkeit nach allen Seiten hin betrachtet und erörtert hatten, tat die Frau Fürstin etwas, was zwar nicht ungewöhnlich aber immerhin ganz klug und freundlich war: sie setzte sich hin und gratulierte der frischgebackenen Kaiserin zu ihrem Regierungsantritt. Elisabeth, die für die Familie ihres verstorbenen Bräutigams immer noch ein kleines Zärtlichkeitsgefühl bewahrt hatte, antwortete sehr liebenswürdig und erbat sich von der Fürstin die Bilder der noch lebenden Brüder Holstein und auch das ihrer eigenen, langverstorbenen Schwester, die den Herzog von Holstein-Gottorp geheiratet hatte und bei der Geburt ihres ersten Kindes, des kleinen Peter, gestorben war. Doch noch ehe die Fürstin recht Zeit gefunden hatte, die gewünschten Porträte zu sammeln und zu verpacken, kam von Rußland her schon wieder eine überraschende

Neuigkeit: kaum drei Wochen nach ihrem Regierungsantritt erklärte die unvermählte Elisabeth, daß sie ihrem Land einen Thronfolger schenke und zögerte nicht, den jungen Herrn alsbald vorzustellen. Hony soit qui mal y pense! Die Zarin dachte nicht daran, den Sproß irgend eines geheimen Liebesfrühlings zu offenbaren oder zu legitimieren, sie ließ nur mit etwas wirbelwindmäßiger Geschwindigkeit den Sohn ihrer verstorbenen Schwester Holstein, den jungen Peter, aus Kiel entführen, nach Petersburg bringen, orthodox taufen und führte ihn vor Hof und Land als den Erben ihrer Krone und Großfürst Peter von Rußland hin. Als die Frau Fürstin dies vernahm, wollte es sie bedünken, daß ein Strahl der Gnade über das lang verdunkelte Haus der Holstein-Gottorp fließe und als ob nur Karl August, nicht aber das Glück seines Namens gestorben wäre. Sie versucht, sich ein Bild von dem kleinen Neffen zu machen, der gestern noch der Anwärter eines deutschen Thrönchens war und für dessen Kinderhand heute schon die Zügel des großen Ostreichs bestimmt sind — aber so sehr sie sich auch müht, es bedeutend oder liebenswürdig zu gestalten, so kommt doch keine recht deutliche, geschweige denn eine liebenswerte Silhouette heraus. Gelegentlich der alljährlichen Vetternreisen haben die Stettiner wohl da und dort den kleinen, elternlosen Peter gesehen, der von unfähigen Vormündern und Erziehern betreut, das heißt, in Grund und Boden verdorben wurde, und so weiß sie kaum anderes von ihm, als daß er in seinem Verwandtenkreis „der böse Bub von Kiel" hieß. Auch gesundheitlich wird es mit ihm wohl nicht zum besten stehen, denn seine

Mutter war schwindsüchtig und beide Eltern starben jung dahin — wer weiß, ob dies Kind jemals die Krone Rußlands tragen, ob er nicht vielmehr der Zarin vorangehen wird in das dunkle Reich, in das die Holsteins, ach! so früh hinabsteigen müssen! Wie die Fürstin bedenkt, daß der Gnadenstrahl, der eben über ihrem Hause aufleuchten will, an das schwächliche Leben dieses kleinen Jungen gebunden ist, fallen ihr wieder all ihre „wenn" und „wenn nicht" ein, und sie möchte verzagen an dem Glück, an das sie eben noch inbrünstig glauben wollte. Die allernächste Zeit aber lehrt sie, daß es doch wirkungsvoller in die Erscheinung tritt, als sie glaubte; denn wie ein köstlicher Frühlingsregen, der alle verborgenen Keime zum Blühen treibt, rieseln jetzt aus Petersburg und Berlin Gnaden- und Freundschaftsbeweise über die Familie hin, die den Vorzug genießt, mit Jung-Peter von Holstein blutsverwandt zu sein. Zunächst schickt die Zarin ihr in prachtvolle Diamanten gefaßtes Bild an die Fürstin, dann ernennt Friedrich von Preußen den Fürsten zum Feldmarschall (was keineswegs eine Anerkennung Zerbstischer Militärtüchtigkeit, sondern nur eine freundliche Verneigung vor Rußland bedeutet!), und weil Herr Friedrich von Preußen zwar noch nicht der Große heißt, aber schon jetzt weiß, daß für einen wirklich Großen auch das Kleinste nicht zu gering ist, ermuntert er die Fürstin, mit ihrer Tochter nach Berlin zu kommen und das kleine Fräulein von Pesne malen zu lassen. Natürlich kam es ihm dabei weder auf die herben Züge des anhaltinischen Backfisches noch auf einen Auftrag für den alternden Pesne an, aber als das Bildchen

fertig war, fand der König es so hübsch (vermutlich war es viel hübscher als das Modell!), daß er meinte, man solle es als ein kleines Gegengeschenk für das Diamantenporträt an die Zarin Elisabeth schicken. So groß war sein plötzlich erwachtes Wohlgefallen an dem Bilde, daß er selbst einen Bruder der Fürstin, August von Holstein, beauftragte, es der Zarin zu überreichen oder nein, nicht feierlich zu überreichen, sondern gelegentlich in die Hände zu spielen oder auch durch den preußischen Gesandten in Petersburg, von Mardefeld, spielen zu lassen. . . .

Man kann sich denken, daß die Fürstin zu diesem königlichen Vorschlag nicht nein sagte, und man darf annehmen, daß er auch Fiekchen nicht mißfiel, obschon natürlich kein Mensch sie um ihre Meinung fragte. Sie wurde nur abwechselnd gemalt und geohrfeigt, und dann kehrte man wieder ins Stadtschloß von Stettin zurück. Ein Jahr verging, — aus Rußland kam keine Nachricht; offenbar hatte König Friedrich, der sich ja so wenig auf Frauenreiz verstand, die Wirkung des Pesneschen Bildes gründlich überschätzt. Weil aber die Familie sich trotzdem jetzt in der aufsteigenden Glückslinie zu befinden schien, reisten sie gegen Ende 1743 vergnügt nach Zerbst, wo soeben durch das Aussterben der älteren Linie der Bruder des Fürsten regierender Herr geworden war. Dort feierten sie wohl nach alter, norddeutscher Sitte fröhliche Weihnacht mit Karpfen und Mohnpielen, saßen vielleicht in der Neujahrsnacht gemütlich und heiter mit allen Verwandten zusammen, sahen zu, wie die Kinder und jungen Leute Blei gossen, und die Frau Fürstin schaute sich vielleicht die unruhigen Augen halb

blind, ob Fiekchen sich nicht einen Reisewagen oder gar eine Krone gösse. Wie immer aber auch das bleierne Zukunftsbild ausgesehen haben mag, das die Kleine sich aus kaltem Wasser herausfischte, so war es doch gewiß nicht halb so aufregend und absonderlich wie die Wirklichkeit, die schon in den ersten Tagen des Jahres 1744 in den Schloßhof von Stettin sprengte. Sie sprengte ganz wörtlich, nicht etwa nur bildlich, sprengte in Gestalt eines Kuriers, der aus Berlin herbeigerast war, um der Frau Fürstin einen Brief zu überreichen. Wie die Frau Fürstin den Kurier erblickte, begann ihr Herz mächtig zu schlagen, und als sie den Brief gelesen hatte, war sie einer Ohnmacht nahe. Auch Herr Christian August dachte an diesem Tag weder an den Dienst noch an die Kasernenanekdoten, und Mademoiselle Cardel vergaß völlig, ihren Zögling wegen des allzu spitz vorspringenden Kinns zu ermahnen. Alle, die den Inhalt des Briefes erfuhren, waren starr und sprachlos (dies aber nur bildlich!) vor Staunen, und vermutlich war es auch Fiekchen, die an der Sache nicht ganz unbeteiligt bleiben sollte. Authentisches über ihre Empfindungen läßt sich aber leider nicht mitteilen, denn genau so wie in Berlin, fragte sie auch hier niemand nach ihrer Meinung oder nach ihren Gefühlen. Die Frau Fürstin schoß jetzt nur aufgeregt im Hause hin und her, um alles so zu machen und zu bestellen, wie es in dem Brief angeordnet stand, und Herr Christian August begann in seinem nur an das Exerzierreglement gewöhnten Gehirn religiöse Fragen zu wälzen, deren Beantwortung ihm nicht ganz einfach schien. . . —

Von wem der Brief kam und was er enthielt? Um die Frage zu beantworten, müssen wir in umgekehrter Richtung seine Reise machen und dahin fahren, woher er kam — nach Petersburg.

2.

Am russischen Hof, der sonst nur von Streltzenaufstand, Verschwörung, Palastrevolutionen und schrecklicher Gerichtsbarkeit wußte, hatte es dies ganze Jahr 1743 hindurch geflüstert und getuschelt und gelächelt, als wäre ein kleines Bataillon schalkhafter Amoretten vom Olymp direkt nach Moskau und Petersburg gesandt worden. Kanzler, Minister und Gesandte, die zur Audienz gingen, spitzten schon im Vorsaal zärtlich den Mund, als sprächen sie immerfort von oder mit einer hübschen Frau, und ein schöner Rokokostil hätte sicher ausgefunden, „daß die blutige Lohe des Mars vor der freundlichen Fackel in Hymens Hand verblaßte." Die kleinsten Prinzessinnen schienen mit einem Male wichtiger als die größten Herrscher und Feldherren, es duftete schon überall nach Weihrauch und Myrten, und aus der Ferne klang es wie von unzähligen silbernen Hochzeitsglocken. Über dem ganzen Hof lag es wie eine Ahnung künftiger Honigmonde, und aus noch ungebornen Zeiten her hörte die Zarin schon ein Stimmchen (natürlich ein männliches Stimmchen) krähen, das den Großfürsten Peter als Vater begrüßte ... —

Seit Jung-Peter von Kiel nach Petersburg entführt und wenigstens äußerlich russifiziert worden war, dachte seine Tante nichts anderes mehr, als ihn zu verheiraten. Der Gedanke schreckte sie, daß

die Zukunft der Dynastie und vielleicht auch ihr eigenes Schicksal nur auf den zwei Augen dieses schwächlichen, epileptischen Fünfzehnjährigen stand, denn solange die Nachfolge nicht durch einen Sohn des Thronfolgers für weiterhinaus gesichert erschien, blieb das in Schlüsselburg gefangene Kind Iwan ein Thronanwärter, den jeden Augenblick ein Aufstand zur Macht ühren konnte, geradeso wie ein Aufstand ihn gestürzt hatte. Nun, wenn ein junger Mann heiraten will oder soll, so findet er immerfort ohne allzugroße Schwierigkeiten eine passende Partie, und wenn der unge Mann noch obendrein ein Kronprätendent ist und sein darf, so kann man sich denken, daß er unter den ersten Töchtern aller Länder die Auswahl hat. Mit der Wahl kommt aber auch bekanntermaßen die Qual, und wenn Peter auch zunächst ebensowenig um seine Meinung gefragt wurde, wie das Mädchen von Stettin, so schwirrte dafür der kaiserlichen Tante der blonde Kopf von all den Vorschlägen und Gegenvorschlägen, die sie tagtäglich von Kanzlern, Ministern und Gesandten entgegennehmen mußte.

La Chétardie, der französische Gesandte, lächelt süß und fragt vorsichtig, was Ihre Majestät von einer Ehe mit einer von Mesdames dächte. Sein allergnädigster Herr, Ludwig XV., hat ja nicht weniger als sechs Töchter zu verheiraten, sechs Fräulein aus edelstem Blut und doch in allen Schattierungen: heiter, ernst, fromm, weltlich, demütig, herrschsüchtig — mit einem Wort, wie man sie haben will. Alle sind sehr jung, von einer sehr kinderreichen Mutter geboren und sehr unwissend erzogen — kann sich Ihre Majestät eine passendere Frau für den Großfürsten denken?!

Bestuscheff, der allmächtige Kanzler, dem die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen schon lange ein Dorn im Auge ist, spielt gegen die sechs Enfants terribles von Versailles gelassen seinen großen Trumpf, eine sächsische Prinzessin, aus. Die Prinzessin Marianne ist erst sechzehn Jahre alt, bildhübsch, sehr sorgfältig erzogen und gewährt, da ihr Vater ja zugleich König von Polen ist, die Möglichkeit eines Bündnisses, das Rußland, Sachsen, Österreich, Holland und England gegen die französisch-preußische Allianz zusammenschließt. Bedenken Sie, Majestät, welch unermeßliche Vorteile uns die weiße Hand der schönen Marianne gewähren kann, und folgen Sie dem Rat ihres bewährten Kanzlers, der nichts anderes will, als Ihren Ruhm und die Größe seines Landes!

Ein Dritter (aber nicht der preußische Gesandte!) schlägt eine Schwester des Preußenkönigs vor, ein Vierter, Fünfter und Sechster offerieren, wie richtige Heiratsvermittler, andere Partien, und die Zarin, die trotz gelegentlicher Energieäußerungen eine Zauderin ist, kann sich in all dem Überfluß nicht schlüssig machen über die künftige Großfürstin. Diesen Augenblick benutzt der preußische Gesandte, der von seinem König genaue Instruktion erhalten hat, um Friedrichs Schützling, das kleine Fräulein von Anhalt-Zerbst, in den Vordergrund zu drängen. Auf Ehre, Majestät, diese bescheidene deutsche Prinzeß ist die richtige Frau für Seine Kaiserliche Hoheit. Majestät kennen ja schon ihr Bild und dürfen überzeugt sein, daß sie ebenso bescheiden und angenehm ist, wie sie aussieht. Keine Schönheit, keine glänzenden Gaben, aber schon der hochselige Vater meines allergnädig-

sten Herrn hat ja sehr richtig bemerkt, daß ein richtiges Frauenzimmer „modest und eingezogen" sein soll. Die Prinzessin Sophie Friederike wird zeitlebens in Dankbarkeit und Glück ersterben, daß Ihre Majestät sie aus so vielen Bewerberinnen zu der hohen Stellung einer Großfürstin beriefen, sie wird niemals politische Zettelungen machen, sich nie um Staatsgeschäfte kümmern, nie Intrigen spinnen, wird nichts anders wollen, als das stille Glück an der Seite ihres Gatten und im Kreise ihrer Kinder. Bedenken Sie, Majestät, mit wieviel Ansprüchen eine schöne oder glänzende Frau ankommen, und was man erst von einer ehrgeizigen zu erwarten haben wird, von einer, die vielleicht gar in Versailles mit angesehen und gelernt hat, wie Frauen mit Erfolg agitieren und konspirieren! Auf Ehre, Majestät, mein allergnädigster Herr hat gar kein besonderes Interesse an dieser Prinzeß von Anhalt-Zerbst, denn was könnte er von der Nebenlinie eines kleinen Fürstenhauses und von dessen mittelmäßiger Tochter erwarten?! Es ist nur Freundschaft, ganz uneigennützige Freundschaft, wenn er für den Großfürsten dieses stille, leicht zu lenkende Mädchen empfiehlt, das obendrein noch gar keine störende Verwandtschaft mitbringt!

Der französische Gesandte unterstützt die Ausführungen des preußischen, denn Ludwig XV., der sich zwar im allgemeinen um seine Töchter gar nicht kümmert, hat doch, vermutlich aus Hochmut, eine gewisse Antipathie gegen die Heiratsallianz mit dem jungen Rußland, und La Chétardie hält es daher für klug, den preußischen Antrag zu unterstützen, schon damit ihnen nicht unversehens die

„Fiekchen“. Jugendbildnis Katharinas II. als Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst.
Gemälde von Antoine Pesne im Königl. Schloß zu Berlin.

Sächsin als Großfürstin-Braut vorgestellt wird. La Chétardie rühmt noch als besonderen Vorzug der Stettinerin die ungewöhnliche Borniertheit des alten Anhalt-Zerbst, die ja auch schon Friedrich von Preußen in Erstaunen gesetzt hat und über die er noch nach Jahrzehnten in seinen Briefen spötteln wird. Die geistige Einfachheit des Vaters macht offenbar einen günstigen Eindruck auf die Zarin; wie sie dann an die Mutter der kleinen Zerbsterin denkt, wachen Erinnerungen in ihr auf, und wie es brutaler Naturen Art ist, wird sie plötzlich und ziemlich unmotiviert sentimental. Mein Gott, ist doch diese Sophie Friederike Blut vom Blut des heißgeliebten Karl August, über dessen Verlust sie zwar bald Schuwaloff, bald Rasumovsky, bald irgend ein hübscher Offizier getröstet hatte, den sie aber doch nie ganz vergessen konnte, so daß die Klage um seinen frühen Tod wie ein melancholisches Leitmotiv bei passenden Gelegenheiten immer wieder leiser oder lauter erklang. Ja, wahrhaftig, es war ein hübscher Gedanke, daß dem jungen Geschlecht von Anhalt nun doch noch beschieden sein sollte, was der früheren Generation versagt geblieben war, und daß der Herr Vater der Prinzessin so recht von Herzen einfältig sein sollte, wog leicht eine glänzende Allianz auf. Sentimentalität, Brutalität und die Unsicherheit der neuen Rasse, die sich doch um keinen Preis von einer älteren, vornehmeren Hofmeistern lassen will, drängten die Zarin immer mehr zu Sophie Friederike hin. Wie hatte doch Mardenfeld gesagt? Die Prinzessin wird nie politische Zettlungen machen, wird vielmehr zeitlebens in Dankbarkeit ersterben und nichts wollen, als das stille Glück an der Seite ihres Gatten und

im Kreise ihrer Kinder! Elisabeth nickte befriedigt; so, geradeso wollte sie die künftige Großfürstin haben. Nicht eine verwöhnte Dame, nicht eine herrschsüchtige Fürstentochter, sondern ein Mädchen, das ihr Geschöpf war und blieb, dessen Dasein sich eigentlich kaum von dem Haremsdasein unterscheiden sollte, das für die russischen Frauen bis zu Peter dem Großen Bestimmung gewesen war. Der Vater albern, die Mutter eine Schwester Karl Augusts, die Tochter unbedeutend und unterwürfig, — die Zauberin Elisabeth hatte endlich ihren Entschluß gefaßt. Sie ließ Brümmer, Peters deutschen Oberhofmeister, rufen, der aus Kiel mitgekommen und ein alter Bekannter der Fürstin von Anhalt-Zerbst war. Bis er kam, betrachtete sie zusammen mit ihrem Neffen nochmals eingehend das Bild, das sie vor fast einem Jahr erhalten, und sei es, weil Pesne sehr geschmeichelt hatte, sei es, daß sie beide schon voreingenommen waren für diese Heirat mit Anhalt-Zerbst — sie fanden beide, daß die kleine Prinzeß ihnen gefiel, und so schrieb Brümmer im Auftrag der Zarin jenen Brief, der im Stadtschloß zu Stettin so ungeheure und begreifliche Aufregung hervorrief, denn nichts geringeres stand darin, als daß die Fürstin von Anhalt-Zerbst unverzüglich mit ihrer Tochter sich auf den Weg machen sollte, um mit der Zarin in Moskau oder in Petersburg zusammenzutreffen.

* * *

Selten wohl ist eine Brautfahrt in größerer Eile und mit weniger Vorbereitungen unternommen worden, als die Reise, die nun die Fürstin und Fiekchen antraten. Brümmer hatte die äußeren

Umrisse ziemlich genau festgelegt: der Fürst, auf dessen Geisteseinfachheit man offenbar Häuser baute, sollte unter keinen Umständen mitkommen, die Damen sollten unter dem Pseudonym einer Gräfin und Komtesse Rheinbeck reisen und keinem Menschen den wahren Zweck ihrer Fahrt verraten, außer dem Preußenkönig, der ja bereits eingeweiht war. Auf direkte Fragen unberufener oder indiskreter Personen sollte die Fürstin entgegnen, daß sie sich mit ihrer Tochter bei der Zarin persönlich für die vielfachen Huldbeweise bedanken wolle, die ihr die hohe Frau erwiesen habe. (Äußerst wahrscheinlich!) Sie sollte nur ein ganz kleines Gefolge nebst sehr wenig Dienerschaft mitnehmen und ihre Reisevorbereitungen aufs äußerste einschränken, damit sie so schnell wie möglich nach Rußland aufbrechen könne. Über die Kosten brauche sie sich keine Sorgen zu machen, denn ein Berliner Bankier hatte für die Frau Fürstin bereits 10000 Rubel angewiesen bekommen, und wenn die kaiserliche Kasse mit höheren Summen vorläufig noch zurückhielt, so geschah es nicht aus Sparsamkeit, sondern nur weil man von Petersburg aus jedes vorzeitige Aufsehen vermeiden wollte.

Die Fürstin war wie im Rausch. Sie packte zwei oder drei Kleider, ein Dutzend Hemden, zwölf Paar Strümpfe und annähernd eben so viele Taschentücher ein, versammelte in Eile das von Brümmer gestattete Gefolge: eine Ehrendame, zwei Zofen, einen Kurier, einen Koch, zwei oder drei Lakaien. Fiekchen mußte natürlich auch mit, weil der Großfürst doch nicht gut die Frau Fürstin heiraten konnte, aber die Kleine war in den Augen der Mutter auch jetzt nur so etwas wie ein not-

wendiges Übel oder wie eine nebensächliche Begleiterscheinung, die man eben den besonderen Umständen zuliebe nicht daheim lassen darf. Selbst Herrn Friedrich von Preußen, den die Damen auf der Durchreise besuchten und der wahrhaftig nicht der Mann war, Frauen oder gar erst blutjunge Dinger in den Vordergrund zu schieben, selbst ihm fiel es auf, wie die Mutter die Tochter beständig beiseite drängte und eigentlich so tat, als ob diese ganze Reise nur gemacht werde, um endlich dem diplomatischen und politischen Ingenium der Frau Fürstin Betätigung zu verschaffen. Diese Berliner Tage schienen der Fürstin wie Fanfaren, die ihren bevorstehenden Ruhm verkündeten. Friedrich, der natürlich nicht aus reiner Güte und Menschenliebe die Heirat mit Rußland stiftete, ermahnte die Fürstin, doch alles zu tun, was in ihrer Macht stünde, um die antipreußischen Einflüsse in der Umgebung Elisabeths zu paralysieren, wies sie insbesondere auf den Kanzler Bestuscheff als seinen und ihren Feind hin, der Preußen bedrängen wollte und sich gegen die Wahl Fiekchens mit Händen und Füßen gesträubt hatte. Die Fürstin saß da und schlürfte die Worte Friedrichs wie Manna ein. Vielleicht sagte er ihr auch, was er später niederschrieb, nämlich daß die russischen Minister so korrupt seien, daß sie, wenn's anginge, die Zarin selbst versteigern würden, vielleicht ließ er sich von der fahrigen, tatendurstigen Frau beschwatzen, wie gerade energische, kaltblütige Männer sich so oft von nervösen Aufschneiderinnen beschwatzen lassen, vielleicht auch schob die Fürstin jedem seiner Sätze noch einen besonderen Sinn unter, retouchierte, verstärkte, vergröberte, wie es

ihr gefiel und paßte, jedenfalls aber war sie jetzt schon davon durchdrungen, daß Bestuscheff gestürzt werden müsse und zwar gestürzt durch sie. Die Sache kam ihr ungemein einfach vor. Sie würde, sobald sie erst in Rußland angekommen war, das geschickte Intrigenspiel, von dem sie schon lange träumte, beginnen, sie würde belauern, aushorchen, geheime Korrespondenzen führen, mit Schweige- und Bestechungsgeldern arbeiten und als Lohn für ihre Bemühungen den allmächtigen Kanzler zerschmettert von der Höhe seiner Macht fallen sehen. Wenn sie dann mit der eleganten Gebärde des siegreichen Fechters vor den Preußenkönig trat, dann würde Friedrich erfreut lächeln und ihr, wie er's versprochen, für ihre Schwester die Äbtissinnenstelle von Quedlinburg geben. Hurra, das Glück der Holsteiner blühte überall aufs neue, und niemand hatten sie es zu danken, als der Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, die jetzt eben mit ihrer großen politischen Sendung und nebenbei, ganz nebenbei mit ihrer Tochter nach Rußland fuhr!

Die Reise geht über Schwedt, Memel, Mitau, Riga nach Moskau. Dank dem Zaudern Elisabeths und dem Drängen Brümmers ist man in die allerungünstigste Jahreszeit hineingekommen, und die Winterkälte, die man jetzt erfährt, übersteigt alles, was man im lieben Deutschland je an Frost erlebt hat. Es genügt nicht mehr, sich den Kopf mit Tüchern und Schleiern zu verhüllen, nein, die Damen müssen Visiere tragen, als gingen sie zum Maskenball, weil sie sich sonst Wangen, Kinn und Nase erfrieren könnten. Dabei finden sie natürlich überall die denkbar schlechtesten Verkehrs- und

Unterkunftsverhältnisse, und obgleich König Friedrich die Gräfin Rheinbeck allen Post- und Bürgermeistern warm empfohlen hat, so kommt man doch nur langsam, unter großen Schwierigkeiten von der Stelle. Wenn man endlich nachts todmüde im Posthause Ruhe finden möchte, so sind die Gastzimmer ungeheizt, und die Fürstin schreibt klagend: „Wir mußten uns in das Zimmer des Postmeisters flüchten, das kaum anders aussah als ein Schweinestall: der Mann, die Frau, der Hofhund, die Hühner und die Kinder schliefen durcheinander in Wiegen, in Betten, hinter dem Ofen, auf Matratzen." Was denkt, empfindet und tut nun Fiekchen, das nebensächliche Fiekchen, während all der Zeit, da die Mutter sich so wichtig vorkommt und jeden Satz laut oder leise mit Ich beginnt? Ist ihr der Abschied von daheim schwer geworden? Bangt sie sich vor dem unbekannten Land oder freut sie sich auf den jungen Hochzeiter, der sie erwartet und den sie noch nicht oder kaum kennt? Weiß sie überhaupt genau, was Ziel und Zweck dieser Reise ist, oder hat die Mutter auch sie mit dem Märchen vom Dank für die Huldbeweise abgespeist? All diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten, weil Fiekchen auch jetzt die Selbstbeherrschung zeigt, die sie der unfreiwilligen Erziehungskunst der Mutter verdankt, so daß sie auch jetzt alles, was sie bewegt, in sich verschließt und nur wie ein gehorsames Kind mit großen Augen dasitzt und schaut, was jeder Tag Neues bringt. Vielleicht hat sie, da sie tagelang durch schweigende Schneewüsten fuhr, zehrendes Heimweh empfunden nach der heiteren Behaglichkeit von Stettin, nach dem Vater, nach den Gespielinnen,

mit denen sie auf dem Marktplatz umherlief, und nach Mademoiselle Cardel, die sie so oft wegen ihres spitzen Kinns vermahnt hatte. Vielleicht schnürte sich ihr das junge Herz zusammen, als sie auf russischem Boden die Not und die tierische Verkommenheit des Volkes erblickte. Vielleicht auch kam sie sich vor wie eine arme, verzauberte Märchenprinzeß, die durch alle Schrecken des Winterlandes fahren muß, ehe sie ihren Herzliebsten umarmen darf, aber sehr wahrscheinlich sind alle diese Voraussetzungen, insbesondere die letzte, nicht. Fiekchen ist ja nicht nur beherrscht, sondern als echte Tochter einer Handelsstadt praktisch, zäh, mit dem ganz bestimmten Willen, etwas zu erreichen im Leben und festzuhalten, was sie erfaßt hat, nicht ohne großzügige Phantasie, wie sie viel später beweisen wird, aber sicherlich bar der verschwommenen Sentimentalität und auch der süßen Poesie, ohne die wir uns das deutsche Mädchen der alten Zeit nicht denken können. So ist denn auch von ihr zunächst nur zu vermerken, daß sie sich in der Nähe von Memel infolge übermäßigen Biergenusses eine starke Indisposition zuzog, ein Vorfall, der weder für den Bräu von Memel noch für die höheren Bedürfnisse Fräulein Fiekchens spricht. Besser bekam ihr dagegen eine andere Unverdaulichkeit, die ihr der Vater beim Abschied zugesteckt hatte: Heineccius' „Abhandlung über die griechische Kirche". Der Gedanke, einem halbwüchsigen Bräutchen ein theologisches Fachwerk gleichsam als Reiselektüre mitzugeben, ist so barock, daß er wirklich nur im Hirn des Infanteristen von Anhalt-Zerbst entstehen konnte. Entstand auch nicht plötzlich über

Nacht, sondern war das Ergebnis der religiösen Erwägungen, die der Fürst im Kopfe wälzte, seitdem das russische Heiratsprojekt in greifbare Nähe gerückt war. Denn dem Fürsten, dem strengen Protestanten, wollte es durchaus nicht in den Sinn, daß seine Tochter nun vom Glauben abfallen und einen neuen bekennen müsse, und Friedrich von Preußen konnte noch dreißig Jahre später lachen, wenn er daran dachte, wie der Zerbster auf alle Einwände und Vorstellungen nur immer mit dem Infinitivsatz geantwortet hatte: „Meine Tochter nicht katholisch werden!“ Außerdem hatte er seiner Frau ein für Fiekchen bestimmtes Promemoria überreicht, das die Fürstin lesen und dann an ihre Tochter weitergeben sollte. Es war vom Fürsten mit eigener Hand geschrieben und viel weniger gelehrt, aber auch viel leichter verständlich als der Heineccius, zeigte obendrein, daß der Fürst trotz seiner in Rußland so hoch und vielleicht über Gebühr geschätzten Einfältigkeit in praktischen Dingen einen ganz gesunden Menschenverstand besaß. Dieses Promemoria gab Fiekchen genaue Verhaltungsmaßregeln, wie sie sich in ihrer künftigen Stellung zu benehmen habe: Die künftige Großfürstin solle Jenen, von denen nun ihre Zukunft abhing, den größten Respekt und unbedingten Gehorsam erzeigen. Der Wille des Großfürsten, ihres Gatten, solle ihr das höchste auf der Welt sein. Sie solle es vermeiden, sich mit irgend einer Person ihrer Umgebung zu intim zu befreunden. Sie solle im Audienzsaal mit niemandem unter vier Augen sprechen. Sie solle ihr Nadelgeld sorgsam für sich behalten, damit sie nicht von einer Oberhofmeisterin abhängig wäre.

Solle auch nicht in Familiarität oder Badinage entrieren, sondern allezeit einigen Egard sich möglichst konservieren. In keine Regierungssachen zu entrieren, um den Senat nicht zu aigrieren. (K. Waliszewski. Le Roman d'une Impératrice.)

Ob Fiekchen abwechselnd den Heineccius und die väterlichen Vermahnungen las oder sie beherzigte, scheint ihrem späteren Verhalten nach recht zweifelhaft; zudem wechselte die Einförmigkeit, die Ärmlichkeit der Reise allmählich mit bunten Bildern und glänzenden Eindrücken ab. Wenn für die preußische Bevölkerung die Gräfin Rheinbeck eben nur eine durchreisende Gräfin war, wie andere durchreisende Damen auch, so wußte oder ahnte man in den russischen Städten doch bereits, wer die beiden gräflichen Damen waren und welchem Ziel sie entgegen reisten. In Mitau bemüht sich der Kommandant der russischen Garnison, der Frau Fürstin und ihrer Tochter soviel Ehre zu erweisen, wie er nur kann, und in Riga präsentieren sich gar Deputationen, donnern die Kanonen den Salut, und in einer Galakutsche fahren Mutter und Tochter nach dem Schloß, wo tiefe Bücklinge, ehrfurchtsvolle Handküsse und glänzende Feste sie erwarten. Die Fürstin weiß gar nicht mehr, wo ihr der Kopf steht vor Entzücken und vor Stolz. Sie berichtet nach Stettin, daß, wenn sie zu Tisch geht, die Militärmusik spielt und daß sie so köstlich lebt, als wäre sie im Gefolge der Kaiserin oder sonst einer mächtigen Frau. „Ich kann's noch immer nicht fassen, daß dies alles für mich geschieht, für mich, vor der sonst nur zuweilen die Wache ins Gewehr tritt und zuweilen auch nicht." Für mich, — die Fürsin versinkt immer mehr in

den holden Wahn, daß die Hauptperson dieser Reise nicht Fiekchen, sondern sie ist. Denn auch von Petersburg aus (wo die Damen auf Wunsch und Kosten der Zarin ihren sehr bedürftigen Toilettenbestand entsprechend ergänzen) berichtet sie in erster Linie, daß sie halbtot sei von all den Strapazen und Festlichkeiten und erwähnt nur so nebenher: „Fiekchen southeniert die Fatige besser als ich." Allerdings fügt sie noch einen Satz hinzu, der zu denken gibt: „Die Größe von allem, was sie sieht, hält Fiekchen aufrecht!"

Waliszewski, der in Katharina verliebte Biograph, meint herauszufinden, daß in diesen Worten der Fürstin sich schon die künftige Größe der späteren Zarin angekündigt habe, und diese Voraussetzung ist so hübsch und galant, daß man sie gerne gelten lassen möchte, obgleich sie vor einer schärferen Psychologie nicht stand halten kann. Zwischen den Worten der Fürstin offenbart sich viel eher Mädchenzagheit denn Heldinnenstärke, wie ja die junge, die blutjunge Braut, die man da nach Rußland schleppte, keine Virago war, sondern nur ein kluges, überlegtes Kind. Und diese Fünfzehnjährige bedurfte wohl mitunter eines äußeren Anlasses, um sich zu vergessen und aufrecht zu halten, denn wenn sie auch keine Sensitive war und mit ihren jungen Augen nach Art der Jugend alles merkwürdig fand, bloß weil es neu war, so mag ihre Seele doch oft in Angst erschauert sein vor dem fremden Winterland, in das sie auf lautlosen Schneeflächen immer weiter hineinfuhr und in das kein zärtliches Wort, keine liebevolle Hand sie geleitete, sondern nur eine egoistische Mutter, deren nichtiger Kopf ganz erfüllt war von

der eigenen Wichtigkeit und von der imaginären politischen Sendung. Fremd ist ihr nicht nur die Sprache, fremd muß ihr auch das ganze Wesen dieses Landes, dieses Volkes sein, das, durch tausend Blutgefäße dem Orient verwachsen, eben erst zögernd die Kinderschuhe ausziehen will und doch schon durch die ungeduldige Genialität Peters des Großen hineingestoßen ist in den Wettkampf westlicher Mächte und europäischer Kultur. Über diese endlosen Steppen scheinen noch die Hufschläge der goldenen Horde zu jagen, und die dumpfen Seelen sind nur erfüllt von den Greueln Tamerlans und Iwans des Grausamen, ahnen nichts von der Morgenröte der Geister, die sich im fernen Westen zögernd, ganz zögernd ankündigt und die, noch ehe das Jahrhundert sich neigt, einem neuen, beglückten Geschlecht lächeln wird. Wenn Katharina später einmal schreibt, daß sie nur die Brachländer liebe und daß sie in gar kein anderes Land gepaßt hätte als nach Rußland, so mag das ja vom Standpunkte einer regierenden und ungemein tatkräftigen Zarin aus seine Richtigkeit haben; aber das kleine Mädchen, das damals noch fremd und machtlos in Petersburg ankam, wäre wohl um ein bißchen gewohnte Gegenwart froher gewesen als um Perspektiven der Zukunft, von denen sie damals trotz alles Verstandes und alles praktischen Sinnes wenig genug begriff.

Die Zarin erwartete die Damen nicht in Petersburg, sondern in Moskau, wo sie am 9. Februar, dem Geburtstag des Großfürsten, eintreffen sollten. Die Reise, die man jetzt in prächtigen und komfortablen Hofschlitten machte, verlief relativ schnell und bequem, und da man sich immer mehr dem letzten

Ziel näherte, dachte Fiekchen gewiß gar nicht mehr an den Heineccius und die Vermahnungen des Herrn Vaters, sondern überlegte nach Mädchenart wohl nur im stillen, wie der Freier aussähe und sei, der sie erwarte. Wohl hatten sie sich als Kinder einmal in Eutin getroffen, aber die Erinnerung an ihn war verblaßt, gab kein deutliches und sicher auch kein vorteilhaftes Bild von dem bösen Buben, den die vertriebene Regentin Anna Leopoldowna stets nur den kleinen Teufel genannt hatte.

. . . Endlich werden dann in der blassen Nachmittagssonne eines Februartages weit hinten am Horizont die Silhouetten seltsamer Türme und Zwiebelkuppeln sichtbar. Die Stadt rückt näher, die aussieht, als hätte ein Kalif sie vor tausend Jahren geträumt und deren Name düster und geheimnisvoll nach Europa hinüberfunkelt wie die Edelsteine der Ikone, vor denen mit rötlichem Schein die ewigen Lämpchen brennen. Der Kreml mit all seiner Pracht, seinen Rätseln und seinen mystischen Entzückungen hebt sich vom grünlich überstrahlten Himmel ab — Moskau ist in Sicht!

3.

Wir wissen aus der Geschichte, daß es Könige und Kaiser gab, die es nicht erwarten konnten, die aus fernen Landen kommende Braut zu sehen, und die ihr darum unerkannt oder wenigstens heimlich weiter entgegenreisten, als es im Zeremoniell vorgesehen war. Der Fall dagegen, daß eine Tante und Schwiegertante sich nicht gedulden kann, bis die Verlobte des Neffen eintrifft, dürfte bedeutend seltener sein, ereignete sich aber trotzdem, wenn auch

nicht in gar zu phantastischer Form. Elisabeth blieb, wie es geplant war, in Moskau, um die Damen zu erwarten, aber als der Schlitten sich dem Schlosse näherte, konnte es die Zarin vor Ungeduld nicht mehr aushalten, und sie verbarg sich hinter einer Hecke von Höflingen, um die Braut so zu sehen, wie sie wirklich war und nicht wie man sie für die große Audienz herrichtete und vorbereitete. Auch Jung-Peter zeigte sich von einem ganz sympathischen Ungestüm; die Fürstin berichtet nach Stettin, daß er, kaum daß die Damen ihre Gemächer betreten hatten, hereinstürmte und sie, noch ehe sie ihre Pelze ablegen konnten, aufs herzlichste begrüßte. Als die Damen dann die Spuren der Reise verwischt und Toilette gemacht hatten, geleitete man sie zur Zarin hin, und da gab es nun eine seltsame, scheinbar recht peinliche kleine Szene. Denn als Elisabeth der Fürstin ins Gesicht gesehen hatte, wandte sie sich jäh ab und verließ das Gemach. Man kann sich denken, mit welcher Bestürzung und welchem Herzklopfen die Fürstin und Fiekchen ihr nachsahen, aber ihre Befürchtungen waren ebenso berechtigt wie grundlos. Die Zarin war nämlich nur betroffen und erschüttert gewesen von der großen Ähnlichkeit, die das Antlitz der Fürstin mit dem verstorbenen Karl August wies, und sie hatte sich entfernt, weil sie die Tränen nicht sehen lassen wollte, die bei dieser rührenden Erkenntnis ihre Augen überfluteten. So löste sich auch diese scheinbare Disharmonie in gänzliches, tiefes Wohlgefallen auf, und schon am nächsten Morgen empfangen Mutter und Tochter auf den Wunsch des Großfürsten den Katharinenorden. Die Fürstin schwimmt in Seligkeit, schreibt

nach Stettin, daß sie wie Königinnen leben und daß Fiekchens Heirat mit dem Thronfolger eine ausgemachte Sache sei. „Die Zarin schätzt sie, der Großfürst liebt sie," — was die Kleine denkt oder meint oder möchte, interessiert auch jetzt keinen Menschen, und keiner fragt danach. Die Zarin und der Thronfolger sind die einzigen Persönlichkeiten, auf die es in dieser Sache ankommt; das Mädchen hat nur zu schweigen, dem Himmel und Elisabeth für die Gnade zu danken, die sie ihr erweisen. Fiekchen äußert sich auch weiter nicht, und weil sie praktisch und obendrein jung ist, findet sie sich heiteren Gemüts in die gegebene Situation, scheint sogar ihren knabenhaften Bräutigam (er war ebenso alt wie sie) ganz leidlich gefunden zu haben. Peter durfte mit diesem Eindruck zufrieden sein, denn weder sein Äußeres, noch sein Wesen waren geeignet, ein Mädchenherz in Flammen zu setzen. Ein schwächlicher Junge mit einem dekadenten Gesicht, in dem dunkle, unruhige Augen flackerten, entbehrte er doch völlig jener überfeinerten Empfindlichkeit oder jener ästhetischen Neigungen, die man gerade bei den neurasthenischen Sprossen erlöschender Familien findet, war nur unberechenbar, sprunghaft, ermangelte bestimmter Hemmungen und war verlogen wie ein richtiger Hysteriker. Eine verfehlte Erziehung mochte ihr gut Teil beigetragen haben, die schlechten und krankhaften Anlagen des Kindes zu steigern und auszubilden, während sie seinen Geist und sein Wissen dermaßen vernachlässigt hatte, daß selbst die Zarin (die gewiß kein Muster von Wissen oder europäischer Bildung war) über seinen Mangel an Kenntnissen erstaunte, als er von Kiel nach

Petersburg kam. Dieſe erleſene Pädagogik war zum großen Teil von Brümmer, ſeinem heutigen Oberhofmeiſter, geleitet worden, über den die Urteile freilich ſehr auseinander gingen. Rulhière behauptete von ihm, ſein einziges Unrecht ſei geweſen, daß er den jungen Prinzen zu ſehr nach großen Vorbildern und zu wenig nach ſeiner individuellen Begabung erzogen habe, während andere wiederum meinten, daß Brümmer geeignet ſei, Pferde, nicht aber Prinzen zu bändigen. Der junge Peter, der als Kind außer dem Thron von Holſtein auch noch die Anwartſchaft auf die Throne Rußlands und Schwedens beſaß, ſah ſich, ſolange er in Kiel war, bald byzantiniſch beweihräuchert, bald von Brümmer roh geſcholten, mit Nahrungsentziehung oder Erbſenknien beſtraft. Auch als er ſchon Großfürſt von Rußland war, ſoll Brümmer noch mit geballten Fäuſten auf ihn losgegangen ſein, ſo daß Peter die Wache vor ſeinem Zimmer zu Hilfe rief ... —

Gleichviel aber ob Schuld am Erzieher oder am Zögling gelegen ſein mag, keinesfalls war es ein erfreuliches Menſchenkind, das die Zarin da aus Kiel verſchrieben und Fiekchen zum Gatten beſtimmt hatte, wenngleich die Fünfzehnjährige gerührt und voll guter Gefühle geweſen ſein mag, als der Großfürſt ihr zärtlich anvertraute, daß er ſo froh ſei, in ihr endlich einmal ein Weſen gefunden zu haben, das ihm gehöre und zu ihm halte. Sicherlich war ſie damals entſchloſſen, ſeine Erwartungen zu erfüllen, denn ſie war von Hauſe aus eine pflichttreue Natur und gewohnt, ſich ſchweigend, mit unbeweglichem Geſicht unterzuordnen. Allerdings hatte ſie ſich bisher immer nur in Launen, nie in Abſurditäten

fügen müssen, und wenn die Fürstin auch nicht gerade liebevoll und häufig heftig war, so erschien sie doch wie ein Engel an Güte und Geduld neben der Brutalität Elisabeths und der Gemütsroheit Jung-Peters.

Zunächst freilich strahlte das Familienbild Romanow-Holstein-Anhalt-Zerbst in sonniger Helle, und Fiekchen begann den Vorbereitungsunterricht für den neuen Glauben. Man hatte es zwar schon einmal, bei der Frau des Zarewitschs Alexei, erlebt, daß eine Protestantin ihrem Bekenntnis treu geblieben war, aber bei dieser kleinen Prinzeß Dingsda erwog man diese Möglichkeit gar nicht, sondern betrachtete es als selbstverständlich, daß sie zur orthodoxen Kirche übertreten müsse. Weder die Fürstin noch Fiekchen hatten an dieser Notwendigkeit gezweifelt, nur Herr Christian August hatte sich eingebildet, daß er mit seinem Infinitivsatz den Lauf der Dinge aufhalten könne. Wie aber dann ein Brief der Fürstin ganz demütig, so als ob Christian August in dieser Sache wirklich etwas zu sagen hätte, anfragte, ob er den Übertritt seiner Tochter gestatten wolle, da wurde der Infanterieoberst schwankend, und der Heineccius erschien ihm nicht mehr unbedingt nötig zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Einige freundliche, wohl vom Preußenkönig inspirierte Theologen nahmen sich dann seines unsicher gewordenen Geistes an, und es dauerte nicht lange, da erklärte er befriedigt und unermüdlich einen neuen Infinitiv: „Griechisch-katholisch-protestantisch ganz das Nämliche sein!“, eine Auffassung, aus der deutlich hervorgeht, daß er das Vertrauen, das der russische Hof in seine Einfältigkeit gesetzt hatte, reichlich verdiente.

Fiekchen lernte also die Glaubenssätze und Dogmen der anderen Lehre, lernte sie mit einem Eifer, der ihre Umgebung erstaunte und ihr schon jetzt die Herzen des niederen Volkes gewann. Warum sie so eifrig ist? Sie wäre wohl selbst um die Antwort verlegen, aber aus Überzeugung, aus dem Bedürfnis nach einem neuen Mysterium geschieht's gewiß nicht. Sie lernt eben mit der beneidenswerten Gier eines ungesättigten jungen Geistes, der bislang nur zwecklos, wie sich's für eine vornehme junge Dame schickt, Nichtigkeiten und Halbheiten zu kosten bekam, nun aber zum erstenmal sich etwas aneignen darf, das positiv nützlich, ja notwendig ist, das als erste Stufe für den Anstieg dient, zu dem sie bestimmt ist. Und weil sie von jeher für Utilitätsgründe zugänglicher war als für alle andern, weil ihr starker Wirklichkeitssinn bei allem fragte: „wozu kann das dienen?" darum eben lernte sie russische Vokabeln und den Formelkram der orthodoxen Lehre so schnell und gern, als könne sie den Tag ihrer neuen Taufe kaum erwarten. Selbst bei Nacht läßt es ihr keine Ruhe, so daß sie im Hemd, bloßfüßig, mit dem Katechismus in der Hand im Zimmer auf und ab läuft und halblaut hersagt und rekapituliert, was der Pope morgen abfragen wird. Doch, ach! statt des erhofften Lohnes für all diese Mühe und Hingebung, scheint ein düsteres Los Fiekchen zu bedrohen, und die Zarin sieht in angstvollen Träumen auf dieser jungen Stirn schon statt der Hochzeitskrone den Totenkranz! Der ungewohnte russische Winter, besonders aber die nächtlichen geistlichen Exerzitien haben bei Fiekchen eine Lungenentzündung hervorgerufen, die sehr ernst

scheint, schließlich aber dank oder trotz sechzehn Aderlässen in Genesung übergeht. Nicht alle begrüßen ihr Gesunden mit Freuden: Bestuscheff, der nach wie vor diese Heirat als eine Mesalliance betrachtet, hat sich schon wieder angeschickt, die schöne Sächsin in den Vordergrund zu schieben, und auch Brümmer hat für seinen Zögling eine andere Braut in Bereitschaft, eine Prinzeß von Darmstadt, auf die auch Friedrich von Preußen früher Mardefeld hingewiesen hatte für den Fall, daß die Zarin von der Verbindung mit Anhalt-Zerbst nichts wissen wollte. Aber weder Sachsen noch Darmstadt kamen gegen die robuste Natur Fiekchens auf, und die Zarin, die von keiner anderen Frau für den Neffen hören will, schenkt der Genesenden beglückt ein Halsband und Ohrgehänge aus prachtvollen Diamanten, Jung-Peter überreicht eine reich mit Diamanten und Rubinen inkrustierte Taschenuhr, und in der zarten Frühlingsstimmung der Rekonvaleszenz könnte die kleine Braut sich wahrhaft glücklich und geliebt vorkommen. Leider verstehen sowohl die Mutter wie der Bräutigam ihr diesen Wahn gründlich zu zerstören. Die Fürstin, die schon lange neidvoll auf einen blauen, silberdurchwirkten Brokatstoff, ein Hochzeitsgeschenk des regierenden Onkels von Anhalt-Zerbst, geblickt hatte, findet, daß jetzt gerade der geeignete Augenblick sei, um ihn Fiekchen mit Streitworten abzujagen, und Peter unterhält die Genesende mit Konfidenzen, die zwar sehr interessant, aber von einem Verlobten etwas ungewöhnlich sind. Er erzählt nämlich seiner Braut von seiner Liebschaft mit einem Hoffräulein der Zarin, das er gar zu gern geheiratet hätte, wenn nicht eben die Tante

durchaus auf diese Heirat mit Fiekchen eingeschworen gewesen wäre.

Wäre Fiekchen ein kleines Bürgermädchen gewesen, so hätte vielleicht der Vater oder der Arzt die keifende Mutter zur Ruhe gebracht und den jungen Herrn mit seinen geschmacklosen Herzensenthüllungen ein für allemal vor die Türe gesetzt. Fiekchen aber war eine kleine Prinzeß, und darum ertrug sie, der niemand zur Seite stand, die moralischen Ohrfeigen in Rußland ebenso gefügig, wie sie die wirklichen in Deutschland ertragen hatte. Sie schenkte der Mutter den Brokatstoff, bedankte sich beim Großfürsten für seine Offenheit, und weil der Mensch fast immer wirklich wird, was er beständig scheinen muß, so war Fiekchen nach ihrer Krankheit genau so fröhlich wie vorher und machte sich in ihrem kindlichen Kopf wohl keine besondern Gedanken über Peters absonderliches Betragen. Immer deutlicher aber merkte sie an kleinen Zeichen, daß er sich schon jetzt gar nichts aus ihr machte, und es wäre sehr interessant zu wissen, ob sie niemals den ungestümen Wunsch empfunden hat, diese Verlobung aufzulösen und heimzukehren nach Stettin. Ihre Memoiren geben über alle wirklichen Gefühle ihrer Jugend keinen zuverlässigen Aufschluß, denn sie sind erst dreißig oder vierzig Jahre nach ihrer Brautfahrt geschrieben, bewußt und unbewußt von ihr so retuschiert worden, als ob sie schon mit fünfzehn Jahren eine künftige Autokratin gewesen wäre. Behauptet sie doch in diesen Erinnerungen, daß sie schon auf der Reise nach Rußland den festen Vorsatz gehabt habe, Zarin zu werden, und daß ihr wohl Peter, nicht aber die Krone Rußlands

ganz gleichgültig gewesen sei. Dies alles und noch viel Ähnliches schreibt die alternde Frau, wie aber das Mädchen war, weiß sie nicht mehr, oder will es nicht mehr wissen. Dies Mädchen aber besaß gewiß neben seinem klugen Kopf ein kindlich fröhliches Herz, in dem der Ehrgeiz noch schlief, und darum hat sie wohl manches Mal im Tiefinnern diese russische Heirat verabscheut und verwünscht, wenngleich ihre Vernunft und die Zähigkeit ihres Willens sie nicht nur äußerlich, sondern auch mit aller Kraft ihrer Seele an dem Platze festhalten ließen, an den sie nun einmal gestellt war. Und doch droht, noch ehe die Hochzeit gefeiert ist, die plötzliche Heimkehr der Damen Anhalt-Zerbst, droht, weil die Fürstin sich's leider nicht an dem blauen Brokatstoff genügen ließ, sondern durchaus auf der Erfüllung ihrer großen politischen Sendung bestand.

Über allen Festlichkeiten, Krankheiten und Ehrungen hatte Johanna Elisabeth nicht vergessen, daß die Hauptperson sie und nicht etwa Fiekchen war und daß es sich viel weniger darum handelte, die Tochter zu verheiraten, als den Kanzler zu stürzen und Quedlinburg für die Schwester zu erhalten. Die Sache schien auch insofern glänzend zu gehen, als dem immer inniger werdenden Bündnis zwischen Frankreich und Preußen jetzt auch die Holsteiner, die mit Peter gekommen waren, beitraten, so daß sich am russischen Hof eine gewichtige Partei gegen Bestuscheff gebildet hatte. Die Fürstin brauchte also nur im Kielwasser dieses dreifachen Bündnisses zu schwimmen, und ihr Ruf als große Politikerin war gemacht. Bestuscheff

aber, der scheinbar von der Intrige um sich her nichts merkte, hatte überall insgeheim Augen, Ohren und Spione, und wenn sowohl Mardefeld, wie auch Brümmer und Lestocq (der Leibarzt der Zarin) klug genug waren, sich nicht zu kompromittieren oder kompromittieren zu lassen, so gelang es dem Kanzler doch, der Zarin einen Brief in die Hände zu spielen, in dem der französische Gesandte La Chétardie sich bei seinem König bitter über die Trägheit der Zarin beklagte und ihre Leichtfertigkeit, ihre Vergnügungssucht und ihren wahnsinnigen Toilettenluxus weidlich bespöttelte. Elisabeths Zorn kannte keine Grenzen. Wenn es gegangen wäre, hätte sie den französischen Gesandten gewiß ins Gefängnis werfen lassen, da solches aber auch in Rußland nicht möglich war, erhielt er den Befehl, Moskau binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Dann hatte die Zarin eine große Szene mit der Fürstin und Lestocq, während Fiekchen und Peter nichts ahnend im Nebenzimmer nach Kinderart beisammen auf einem Fensterbrett sitzen, mit den Beinen baumeln und sich allerlei lustigen Schnickschnack erzählen. Ihr Reden und Lachen dringt bis zu den streitenden Frauen, so daß Lestocq ärgerlich hereinkommt und ihnen zuruft:

„Das Vergnügen wird bald ein Ende haben!“ und zu Fiekchen gewendet fügt er hinzu: „Es ist am besten, Sie packen so schnell wie möglich Ihre Siebensachen!“

Fiekchen bleibt starr vor Schrecken, Peter fragt, was dies zu bedeuten habe, Lestocq entgegnet: „Das werden Sie bald sehen,“ und kehrt wieder zu

den hitzigen und erhitzten Damen zurück. Betreten und geängstigt warteten die Kinder, was da wohl kommen wollte, und waren doch bei weitem nicht so angstvoll wie die Fürstin, auf die der rotglühende Zorn der Zarin schrecklich niederfiel. In der Korrespondenz La Chétardies kam ja immer wieder der Name der Fürstin vor, und es war für Bestuscheff ein leichtes, die preußenfeindliche Kaiserin davon zu überzeugen, daß die Fürstin eine Spionin Friedrichs sei. Von diesem Tage an war die Rolle der Fürstin in Rußland ausgespielt; Elisabeth haßte sie und hätte nichts lieber gesehen, als daß sie sofort nach Deutschland zurückgekehrt wäre. Lestocq und vermutlich auch alle anderen, die sich nicht ganz rein fühlten, hätten am liebsten die Fürstin, die mancherlei von ihnen und ihrem Treiben wußte, als Sündenbock dem zarischen Zorn geopfert, und was Lestocq den lachenden Kindern da zurief, war ein Wunsch, den er nur gar zu gern der Zarin als wirklichen Gedanken eingeblasen hätte. Vielleicht dachte Elisabeth auch in der Tat eine Viertelstunde lang daran, die Fürstin und Fiekchen heimzuschicken, und die Fürstin scheint auch so etwas zu ahnen, denn sie ist feuerrot, verweint und folgt demütig, wie ein geschlagenes Hündchen, der Zarin, an der noch jeder Nerv vor Wut bebt, als sie hinter Lestocq in das Zimmer tritt, wo die Kinder immer noch betreten und ängstlich auf dem Fensterbrett sitzen. Wie sie die Zarin erblicken, springen sie schnell herab, sehen sie erschreckt, mit großen, fragenden Augen an, so daß Elisabeth sich der Rührung nicht erwehren kann. Ihr zornglühendes Gesicht lächelt, sie geht auf die Kinder zu, küßt sie und verläßt das Gemach ohne ein Wort

zur Erklärung zu sagen. Fiekchen aber sagt sich erleichtert, was sie sich in kommenden Tagen so oft sagen wird: „Sie hat mich nicht heimgeschickt, ich bin doch da geblieben!“

* * *

Wohl vorbereitet und ernsthaft vollzog Fiekchen den Übertritt zum neuen Glauben. Die russischen Herzen waren entzückt und erhoben von der Innigkeit, mit der die Neophytin das Bekenntnis ablegte, die sich in diesem Punkt leider nicht von der üblichen Art deutscher Prinzessinnenschmiegsamkeit unterschied. Freilich war für sie von Anfang an diese Zeremonie eine Conditio sine qua non gewesen, und es wäre wohl zuviel verlangt, wenn die Fünfzehnjährige hätte steifnackig bleiben sollen, wo sie doch sah, daß Vater, Mutter und alle deutschen Angehörigen zustimmend die Köpfe neigten. Bei dem feierlichen Akt beträgt sie sich, wie es in ihrer Art liegt, aufmerksam, eifrig, scheinbar überzeugt. Scheinbar, — denn so jung Fiekchen auch ist, so weiß sie doch nichts von den mystischen Ekstasen, die sonst gerade die Entwicklungsjahre zu befallen pflegen, und wenn sie auch zeitlebens Herrn Friedrich von Preußen keine Freundin wurde, so war sie doch eins mit ihm in seiner königlichen Gleichgültigkeit gegen übersinnliche Dinge und in seiner prachtvollen Toleranz. Peter, der alles verachtet, was russisch ist, und nach Gassenjungenart diese Verachtung laut äußert und dick unterstreicht, Peter hat bei seiner Taufe Grimassen geschnitten, daß die Höflinge rundum heimlich lachten und dennoch entsetzt waren. Fiekchen aber hört erstaunt, wie unartig ihr Bräutigam sein kann, und begreift

ohne weiteres, daß sie, die Prinzeß Dingsda, sich niemals herausnehmen dürfte, was der Großfürst darf, selbst wenn es ihren klugen Kopf jemals nach solch albernen und respektlosen Kindereien gelüsten sollte. In der Taufe erhält sie den Namen Katharina Alexeiewna, und mit der ihr eigenen Gründlichkeit und Lernbegier trachtet sie, den russischen Namen auch durch die Kenntnis der russischen Sprache zu ehren, plagt sich mit dem schweren, fremden Idiom, das sie binnen kurzer Zeit weit mehr kann als Peter, der stets deutsch sprach und russisch nur gerade gut genug für das gemeine Volk achtete.

Die Zarin, der die Fortschritte der Braut ebenso gut gefielen, wir ihr die Mutter jetzt mißfiel, drängte zur Hochzeit, schon weil diese ja auch die Abreise der Fürstin verhieß. Der Himmel aber hatte der Fürstin noch einen längeren, wenn auch nutzlosen Aufenthalt an der Newa zugedacht, und so stellte sich, wie in einem gutaufgebauten Schauspiel, noch im letzten Augenblick wiederum ein Hindernis entgegen: Peter erkrankte an den Blattern. Die Zarin war außer sich vor Angst, denn an dieser schrecklichen Krankheit war ja ihr Verlobter gestorben, und sie wollte nicht ausdenken, was geschehen konnte und mußte, wenn Peter starb. Katharina bat flehentlich, daß man sie als Pflegerin und Gesellschaft zu ihrem Bräutigam lassen sollte, aber sie bat, wie man sich denken kann, vergebens und mußte in untätiger Unruhe abwarten, ob das Schicksal ihr auch diesmal erlauben würde, dazubleiben. Das erste Wiedersehen mit dem Genesenen war dann allerdings derart, daß Katharina ihre ganze Selbstbeherrschung zusammen nehmen mußte, um nicht in Tränen aus-

zubrechen: das ohnehin nicht schöne Gesicht des Knaben war durch die Blatternnarben noch rot und zerrissen, und weil er während der Krankheit die Haare verloren hatte, trug er eine unförmige Perücke aufgestülpt, in der er grotesk aussah. Katharina beglückwünschte ihn zu seiner Genesung, sprach und lächelte freundlich, so daß er nicht merkte, welches Grauen er ihr jetzt einflößte, als sie aber dann endlich von seiner Gegenwart befreit und mit der Mutter allein war, versagte ihre Kraft, und sie fiel in Ohnmacht. —

Die angstvollen Phantasien, die Peters Krankheit bei der Zarin hervorgerufen hatten, wollten nicht mehr schwinden, solange er unvermählt war, und so trieb Elisabeth zur Hochzeit, obgleich die Ärzte den Großfürsten jetzt so schwächlich fanden, daß sie rieten, die Vermählung um ein gut Stück hinauszuschieben. Elisabeth aber wollte nichts davon hören. Die Ärzte hatten gut reden, die brauchten für kein Volk zu sorgen, für keinen Thron zu fürchten, nicht vor dem Kind in Schlüsselburg und seinen mißbrauchten Rechten zu zittern. Nein, der Großfürst mußte so schnell wie möglich heiraten, die Großfürstin so bald wie schicklich einen Sohn gebären, damit das Holsteinische Reis auf dem Stamme der Romanow sich zur Dynastie entwickelte, die noch in fernsten Zeiten über dem heiligen Rußland herrschen sollte. Und außerdem, nicht zu vergessen! nach der Hochzeit reist die Frau Fürstin von Anhalt-Zerbst endlich ab.

Große Vorbereitungen sind für die Hochzeit geplant, und man hält Umfrage an allen Höfen, wie man das eigentlich macht, wenn man einen Thronfolger im Lande verheiratet. Denn dieser

erfreuliche Fall war in Rußland noch nicht dagewesen, und die praktische Erfahrung fehlte hier wie in den meisten andern Dingen. Dies Russenreich, das gestern noch in all seinen Anschauungen und Gewohnheiten zum Orient gehört hatte, war ja doch in allen Dingen der Kultur und gar der höfischen Kultur ein blutiger Anfänger, der sich vergeblich mühte, so zu tun, als ob sein bißchen Bildungsfirnis schon der Edelrost verfeinerter Sitten sei. Elisabeth trank zwar täglich aus einer türkischen Goldtasse, die 8000 Rubel wert war, und besaß 1500 Kleider, aber die Technik für den Apparat einer Kronprinzenhochzeit beherrschte sie doch nicht und nahm darum willig die ausführlichen Programme entgegen, die man ihr aus Versailles und Dresden zugehen ließ. Was Elisabeth persönlich verfügte oder verfügen ließ, zeigt sie und ihren ganzen Hof in ihrer ganzen Herzensroheit und in ihrer protzenhaften Anmaßung, die den Kleineren und Schwächeren gegenüber vor keiner auftrumpfenden Taktlosigkeit zurückschreckte. Man lud nämlich den Brautvater gar nicht zur Hochzeit ein, so sehr die Fürstin auch gewünscht und gehofft hatte, am Ehrentag der Tochter den Gatten und Vater an ihrer Seite zu sehen; dagegen bat man einen Bruder der Fürstin, einen ungeschickten, nicht gerade geistsprühenden Menschen zu Gast. Es hieß, daß Bestuscheff diese kleinliche Rache nahm, um der Fürstin ihre Intrigen heimzuzahlen, und daß Elisabeth ihn gern gewähren ließ, weil sie jetzt froh war, wenn sie die Fürstin ärgern und verletzen konnte. —

Ob dann am Hochzeitstag trotz der Direktiven aus Versailles und Dresden alles klappte und

stimmte, ob nicht durch den höfischen Prunk immer wieder das tartarische Bärenfell durchschimmerte, mag unentschieden bleiben, ändert auch nichts an der erfreulichen Tatsache, daß endlich, nach so vielen Hindernissen, Katharina Alexeiewna und Großfürst Peter ein Paar geworden sind. Am 21. August 1744 hatte die Vermählung stattgefunden, vier Wochen später reiste die Fürstin ab, klein, unendlich viel kleiner als sie vor sechs Monaten angekommen war. Man erzählte sich sogar, daß sie, ehe sie abfuhr, einen Fußfall vor der Zarin getan und sie um Verzeihung gebeten habe. Gleichviel ob die Anekdote wahr ist oder nicht, so zeigt sie doch deutlich, daß die Fürstin mit ihren politischen Aspirationen in Rußland gründlich Schiffbruch gelitten hatte und sich keinen Illusionen mehr darüber hingab. Am Halse der scheidenden Mutter hing die Großfürstin Peter und schluchzte, wie die jungen Frauen nur schluchzen, wenn sie schon wissen, daß ihnen die Ehe kein Glück bringt. Weine, Katharina Alexeiewna, weine, so sehr du kannst, denn deine Mutter ist der letzte Mensch, der dich leise mit deinem Kindernamen nennt, der letzte, aus dessen Augen dich die Heimat grüßet! Wenn sie gegangen ist, wirst du allein sein, mutterseelenallein, obschon du einen Gatten neben dir, einen Hofstaat um dich und eine heute noch gütige Kaiserin über dir hast! Allein, mutterseelenallein wirst du durch zwanzig Jahre einen Dornenweg schreiten, auf dem keine gütige Hand die stachligen Hecken beiseite biegt, kein zärtliches Wort dich tröstet und hält, wenn du müde werden willst in Wirrnis und Nesselgestrüpp. Auf dich selbst gestellt bist du, und aus dir selbst wandelt

dein unerſchütterlicher Lebensmut, dein unbeugſamer Wille den Dornenweg zur Via triumphalis, auf der du glückſelig lächelnd Deinen Siegeswagen vor den Völkern Europas dahinführſt als Katharina die Große.

4.

Der junge Hof — wie glitzert und lacht das Wort! Wenn man es hört, muß man an ein junges, frohes Paar denken, für das die Hoheit nur eine kleidſame Maskerade iſt und das auch in dem babyloniſchen Turm der Etikette immer noch ein Winkelchen findet, um ſich eilig, im Vorübergehen zu küſſen und ſich mit ſtrahlenden Augen zu ſagen: „Meinetwegen kann die ganze Welt untergehen, wenn nur du mir bleibſt, du!“ An ſchöne Feſte und heitere Geſelligkeit muß man denken, an hübſche Frauen, die ſich um eine anmutige Prinzeß, an elegante Kavaliere, die ſich um einen kühnen, jungen Herrn ſcharen. Und wenn auch einmal Ernſt und Pflicht den lachenden Reigen unterbrechen wollen, dann binden ſie Roſenkränze um ihre nachdenklichen Stirnen, und ihre dunklen Stimmen tragen in die heitere Lebensſymphonie jene Tiefe und jene Vollendung, ohne die kein Kunſtwerk, auch das des Daſeins, möglich iſt. Der junge Hof — wie ein Bild von Watteau oder Vanloo mutet das Wort an, und wenn wir die Kaiſer und Könige auch nicht um ihre Kronen beneiden, ſo beneiden wir ſie doch vielleicht darum, daß ſie einſt in Jugendglanz und Lebenspracht die Zukunftshoffnung ihres Volkes ſein durften. Der junge Hof!

Bei Jung-Peter und seiner Frau sieht es aber ganz anders aus! Zunächst ist das neu vermählte Paar auch nicht ein bißchen ineinander verliebt, was von seiten des Ehemannes erstaunlich genug ist, denn die Großfürstin entwickelte sich schnell vom eckigen Backfisch zur blühenden Frau, der das Temperament aus den Augen sprüht, die fürs Leben gern lacht und deren hübscher Wahlspruch heute wie nach Jahrzehnten lauten wird: „Der Mensch muß lustig sein!" Mit Erstaunen sieht die junge, geistig rege Frau, wie Peter immer noch auf dem Niveau eines Gassenjungen bleibt, freilich eines Gassenjungen, der einst zur Macht berufen sein wird und sie darum schon heute zum Teil besitzt. Katharina schreibt darüber in ihren Memoiren: „Der Großfürst vertrödelte seine Zeit mit unglaublichen Kindereien. Er trieb sich buchstäblich in der Gesellschaft von Lakaien umher und spielte mit ihnen Soldaten. Er war sehr ärgerlich, wenn ich den religiösen Zeremonien aufmerksam folgte, und wenn er erfuhr, daß ich die Fastengebote hielt, zankte er mich aus." Der seltsame Knabe spielte aber nicht nur mit den Lakaien, sondern auch mit Bleisoldaten, und als eines Tags eine Ratte sich an einem Bleikrieger vergriffen hatte, ließ er sie nach aller Form mit militärischem Gepränge hinrichten! Bei Tische hielt er es für einen guten Witz, seinen Nachbarn das Weinglas auf den Kopf zu leeren, auch zerstreute er sich gern, indem er auf einer Violine planlos mit dem Fiedelbogen kratzte, nicht um irgend eine Melodie zu spielen oder zu suchen, sondern nur um Lärm zu machen. Dabei war das Lärmen noch eine seiner harmlosen

Leidenschaften, schlimmer waren seine Ausschweifungen, denn lieber noch als auf die Köpfe seiner Nachbarn goß er den Wein oder den Branntwein in seine eigene Kehle, bis er schwer berauscht war, ein Anblick, der übrigens dem russischen Hof nicht neu oder besonders abstoßend erschien, da auch die Zarin Elisabeth eine ungewöhnlich alkoholfreudige Dame war und häufig trank, bis sie bewußtlos zusammenbrach. Schlimmer aber als dies alles, unheilkündender für die Zukunft war, daß der Großfürst immer stärker seine Verachtung für russisches Wesen zur Schau trug, ja daß er seine Russen eigentlich wie lauter Schwachköpfe betrachtete und behandelte, zu denen er, Peter von Holstein-Gottorp, als Erlöser und berufener Kulturträger gekommen war. Er ging nie anders als in der Uniform seines Holsteinischen Regiments, lernte niemals ordentlich russisch sprechen, tat stets so, als ob Moskau oder Petersburg in keiner Hinsicht den Vergleich mit Kiel aushalten könnten, und hatte eine Passion für Soldatenspiel und Soldatendrill, wie sie nicht einmal Herr Christian August von Anhalt-Zerbst hätte aufbringen können. Sein Idol war Friedrich von Preußen, und es wird späterhin ein Tag kommen, an dem er, der künftige Zar, ausruft, daß es sein höchster Wunsch sei, unter dem Oberbefehl des Preußenkönigs zu fechten.

Neben diesem absonderlichen, ja halbnärrischen Männlein steht die Großfürstin abseits und allein. Sie, die blutjung und aus engen Verhältnissen an diesen fremden großen Hof kam, hätte wohl einer Stütze, eines Führers bedurft, aber wer sollte sie führen und stützen, wer sollte sie beraten und belehren, da der Gatte fast

täglich neues Ärgernis gab und die junge Frau obendrein schon nach kurzer Zeit merklich vernachlässigte? Das letztere besonders war für die Zarin ein großer Kummer, denn wenn die Eheleute jetzt schon, noch ehe Aussicht auf Nachwuchs vorhanden war, nach verschiedenen Richtungen gingen, dann mußte sie aufs neue vor dem Kind in Schlüsselburg zittern, und aller Ärger, den man seit der Ankunft Peters mit ihm gehabt hatte, war umsonst gewesen. . .

Bestuscheff aber wußte für alles Rat oder schien ihn wenigstens zu wissen. Der junge Hof hatte natürlich schon lange sein Auge auf sich gezogen und ihm in mehr als einer Hinsicht gründlich mißfallen. Er fand, wohl nicht ganz mit Unrecht, daß diese beiden sehr jungen Leute noch nachträglich einer gewissen Erziehung bedurften, insbesondere Katharina, die ja eigentlich als Einzige in Betracht kam, denn selbst der Kanzler gab sich wohl keinen Illusionen über die Unfähigkeit und Unverbesserlichkeit Peters hin. Zunächst — dies war von allem das wichtigste — mußte man dafür sorgen, daß die jungen Gatten sich wieder einander näherten und die Großfürstin Kinder, wennmöglich einen Sohn, gebar. Da gab man dem großfürstlichen Paar als Oberhofmeister und Oberhofmeisterin das Ehepaar Tschoglokoff, das erst seit einigen Jahren verheiratet war, drei Kinder hatte und sich zärtlich zu lieben schien. Man hoffte, daß der Anblick dieser ehelichen Turteltauben vorteilhaft auf Peter und Katharina wirken sollte, und Frau Tschoglokoff erhielt noch besondere Instruktionen, wie sie die Großfürstin zur Liebe und Güte gegen ihren Gatten ermahnen und bewegen sollte. Die Idee, daß man

anderen Leuten ihre Liebe abgucken kann, ungefähr so wie man ein Stickmuster abguckt, ist komödienhaft, und es konnte sich also kaum anderes als eine Komödie daraus entwickeln. Wieder einmal zeigte sich, daß nicht das gute, sondern das schlechte Beispiel anfeuernd wirkt, denn Herr Tschoglokoff, der eben noch als ein Muster der Gattentreue gegolten hatte, verliebte sich nun schleunig in ein Hoffräulein und dann in Katharina selbst, während seine Frau sich nach kurzem Kummer gleichfalls zu mehr oder minder bedenklichen Flirts herbeiließ. Das Großfürstenpaar aber lebte nach wie vor gleichgültig oder verzankt nebeneinander hin, und Bestuscheff, der von allem Anfang an und wohl mit vollem Recht gefunden hatte, daß Katharina sich mit dem und jenem Hofherrn bloßstellte, konnte es nicht hindern, daß sie bald die Brüder Tschernischoff, bald Saltikoff angenehmer zur Unterhaltung und zum Vergnügen fand, als ihren lärmfreudigen, halbbetrunkenen Mann. Weder der Kanzler noch sonst jemand wußte ja damals, daß in dieser jungen Ehe noch ein anderes Hemmnis bestand als die innere Disharmonie, dasselbe Hemmnis, das späterhin Ludwig XVI. sieben Jahre lang von der reizenden Marie Antoinette fernhalten sollte. . . Falsche Scham hinderte sowohl den Bourbonen wie den Holsteiner, sich zu offenbaren, und so schleppten sie beide lieber eine freudlose Ehe hin und narrten die Hoffnung eines Volkes, ehe sie sich und das leicht zu behebende Übel dem kundigen Chirurgen anvertrauen wollten.

So bleibt denn der junge Hof zunächst ohne Liebe und ohne Wiege, und Katharina mag zusehen,

Elisabeth I.
Stich von E. Tschemesow nach einem Gemälde von L. Tocqué.

wie sie sich mit ihrem Dasein unter den wachsamen, feindlichen Augen des Kanzlers und dem erwachenden Mißfallen der Zarin abfindet. Eine andere Prinzessin hätte sich vielleicht sehr unglücklich gefühlt und ihre Tage verweint und verseufzt; diese kerngesunde, unromantische Frau aber ruft über alle Peinlichkeiten und alles Trübselige hin ihr rotbackiges: „Der Mensch muß lustig sein!“ Obgleich die Abneigung und die Feindseligkeit des Kanzlers sie immer mehr einkreisen, findet sie alle Tage einen neuen Schleichweg, um ihnen zu entrinnen und die Jugendkraft austoben zu lassen, die ihr ins fröhliche Herz gelegt worden ist. In Oranienbaum steht sie schon bei Morgengrauen auf, schlüpft in einen Männeranzug, nimmt die Flinte über die Schulter und schleicht mit einem alten, vertrauten Diener, einem Hund und einem Fischer heimlich ins Röhricht zur Entenjagd. Oder sie unternimmt mit demselben alten Diener weite, waghalsige Ritte, bei denen sie am liebsten nach Männerart im Sattel sitzt, bis die Zarin, die ja immerfort auf das künftige Kind rechnet, ihr diese Extravaganz verbietet. Katharina wagt scheinbar keinen Widerspruch, aber ohne daß die Zarin es weiß und erfährt, konstruiert sie sich einen Doppelsattel, näht sich einen geteilten Rock und reitet vor den Augen Elisabeths als züchtige Reitdame vom Palast fort, um draußen, sobald sie außer Sehweite ist, jauchzend die steife Haltung zu verlassen und wie ein wilder Junge dahinzusprengen, daß der Diener ihr kaum folgen kann und zittert vor der Verantwortung, die er da auf sich nimmt. Und wenn sie tagsüber sich im Jagen und Reiten genug getan hat, dann tanzt sie

abends auf den Bällen der Zarin mit der glühenden Luſt und der Unermüdlichkeit einer jungen Bacchantin, iſt noch munter und feſt auf den Beinen, wenn alle andern Damen ſchon vertanzt und übermüdet herumſitzen, lacht und amüſiert ſich und wirft Blicke, daß den Männern heiß wird und dem Kanzler bang. O, nicht als ob er für Peter und Peters Ehre ſo ſehr gefürchtet oder als ob ſonſt irgend jemand am ruſſiſchen Hof ſich als Splitterrichter über eine hübſche Frau aufgeſpielt hätte, die dem Gatten ein Schnippchen ſchlug! Aber Beſtuſcheff ſieht in dieſer ungebändigten Jugendkraft, in dieſer Intelligenz, neben der Peter wie ein richtiger Kretin wirkt, etwas Gefährliches, das man beizeiten ducken und niederdrücken muß, ſoll nicht der wilde Schoß von Anhalt-Zerbſt den letzten, entarteten Aſt der Romanows überblühen und überdauern...

Da geht Beſtuſcheff zum zweiten Teil ſeiner nachträglichen Erziehung über. Dieſer junge Hof, nein, dieſe junge Frau, in der der Zarin vielleicht eine Gegnerin heranwachſen könnte, muß iſoliert, muß ſo außerhalb aller Wirkungsmöglichkeiten geſtellt werden, daß, was immer ſie will und plant, in die leere Luft verpufft. Da verſchwinden langſam, unauffällig die deutſchen Elemente aus Peters und Katharinas Umgebung, und auch von den ruſſiſchen bleibt nur, wer dem jungen Hofe nicht ergeben, vielmehr jeden Augenblick bereit iſt, ſie auszuſpionieren und zu verraten. Es genügte, daß Katharina ſich mit einem Diener oder einer Kammerfrau zufrieden zeigte, um alsbald deren Entlaſſung zu bewirken. Die Briefe, die ſie nach Hauſe ſchickte, wurden im Sekretariat Beſtuſcheffs ausgefertigt, und ihr blieb

nichts, als sie zu unterzeichnen. Waliszewski erzählt eine amüsante, kleine Geschichte, wie es ihr dennoch gelang, auch hier die Wachsamkeit des Kanzlers hinters Licht zu führen: „Eines Tages wurde am Hof in Petersburg ein Malteserritter namens Sacromoso vorgestellt. Man hatte in Rußland seit langem keinen Malteser mehr gesehen und machte daher von diesem Italiener viel Aufhebens. Man sah ihn bei allen Festen und bei allen offiziellen sowie intimen Empfängen. Eines Tages, da er der Großfürstin die Hand küßte, schob er ihr unversehens einen Zettel zu und murmelte, so daß nur sie es hören konnte: ‚Von Ihrer Mutter!' Zu gleicher Zeit bezeichnete er ihr einen Musiker aus der Kapelle des Großfürsten, einen Landsmann namens d'Ololio, der es übernehmen würde, ihre Antwort sicher und unvermerkt weiter zu befördern. Katharina versteckte den Zettel schnell in ihrem Handschuh. Sacromoso hatte recht gehabt: es war ein Brief ihrer Mutter. Nun folgte sie zum erstenmal, obgleich sie ganz unmusikalisch war, mit großer Aufmerksamkeit den Leistungen der großfürstlichen Kapelle. Als der Mann, der ihr bezeichnet worden war, bemerkte, daß sich die Großfürstin den Musikanten ein wenig näherte, zog er scheinbar ganz zufällig sein Taschentuch so ausführlich aus der Tasche seines Rockes, daß diese als breiter Spalt offen blieb. Katharina warf ihre Antwort in diesen improvisierten Briefkasten, und diese Geheimkorrespondenz dauerte, so lange Sacromoso in Petersburg blieb." Die kleine Geschichte ist sehr drollig, und Katharina hätte nicht jung sein müssen, wenn sie sich bei dieser Heimlichkeit nicht

köſtlich amüſiert hätte, aber hinter der kleinen Luſtigkeit ſteht grau und beklemmend die große Einſamkeit, in die ſie nach dem Willen Beſtuſcheffs immer tiefer hineinſchreiten ſollte. Nicht einmal der Trauer darf ſie ſich hingeben, wenn etwas an ihrem Herzen reißt, denn als ihr Vater ſtirbt und ſie ihm nachweint, läßt ihr die Zarin nach acht Tagen ſagen, daß es jetzt genug ſei, denn der verſtorbene Fürſt von Anhalt-Zerbſt ſei kein regierender Herr geweſen, und es ſei nicht üblich, für ſolche länger als eine Woche zu klagen! Doch als die Einſamkeit um ſie her immer größer wird, als die Bande, die ſie mit der Heimat verknüpfen, gewaltſam immer mehr gelockert werden, als auch die galanten Zerſtreuungen der „offs“ und „kis“ nicht genügen, um den Lebenshunger dieſer Zwanzigjährigen zu ſtillen, da erſchließt ſich Katharinen ein Paradies, von dem ſie früher kaum gewußt hat und in das ſie jetzt mit der Neugier und dem Ungeſtüm ihrer Jugend eindringt: ſie beginnt zu leſen. Lieſt zuerſt nur die ſehr ſchlüpfrigen Romane ihrer Zeit, aus denen ſie wahrhaftig nichts lernen konnte, und auch aus den Memoiren Brantômes ſchöpfte ſie wohl keine beherzigenswerten Lebensregeln, dann aber geht's über die ſchwatzhafte Madame de Sevigné hinweg zu ihm, deſſen Darſtellung großer Männer an die einfache Schönheit doriſcher Säulen erinnert und den alle Großen, gleichviel, ob ſie Schiller, Napoleon oder Heine heißen, mit dem gleichen Entzücken leſen werden: zu Plutarch. Und in das Pathos ſeiner Klarheit und ſeiner linienfeſten Weltanſchauung tönt ihr ſchon leiſe, von Ferne her, ein Mouſſieren wie von aufſchäumendem Champagner, das perlend und ſprühend

ſich zu einer Brandung ſteigern will: Voltaire und Montesquieu neben Plutarch, Tacitus und noch vielen andern: das iſt nun die Lieblingsgeſellſchaft der Großfürſtin Peter. Sicher verſteht ſie nicht völlig alles, was ſie da lieſt, denn für die Alten fehlt ihr das gründliche Wiſſen und für die modernen Franzoſen die geiſtige Reife, aber trotzdem liebte ſie ihre Bücher jetzt ebenſo ſehr wie die Jagd oder das Pferd, und gerade die Franzoſen zeigten ihr Geſichtspunkte, von denen ſie weder in Stettin noch in Petersburg je gehört hatte, erſtaunten und entzückten dieſen jungen, klugen Frauenkopf, weil ſie von Menſchenrechten und Königspflichten ſprachen, und die Anmaßung, den Wurmſtich alter Überlieferungen aufdeckten. Neu und ungewöhnlich ſchien ihr alles, was da ſtand, aber umſo tiefer verſenkte ſie ſich in ihre Bücher, und wenn ihrer unromantiſchen Natur auch keines je zum inneren Erlebnis wurde, ſo hat ſie doch von ihnen die geiſtige Vorbildung für einen Beruf empfangen, an den ſie freilich damals nicht dachte und nicht denken konnte. . .

Dann und wann erinnert ſich Peter, daß er eine Frau beſitzt, und dann kehrt er inſofern zu ihr zurück, als ſie ihm für ein Marionettentheater (nach ihrer Anſicht die langweiligſte Sache der Welt!) an hundert Mal denſelben Plan zeichnen oder auch durch Rat oder Fürſprache bei der Zarin wieder einrenken ſoll, was er gerade pecciert hat. Hat ſie ihm geholfen, ſo nennt er ſie wohl mit einem ganz netten Wort Madame Zuflucht und — ſtellt Katharina kalt, bis er eine neue Dummheit gemacht hat, die freilich nicht lange auf ſich warten läßt. Weil ihm eben gewiſſe Hemmungen fehlen,

ist kein Mensch, so hoch er auch stehen mag, sicher vor seinen absurden Einfällen, so daß es ihm z. B. großes Vergnügen bereitet, die Zarin nicht nur durchs Schlüsselloch bei einem sehr intimen Dejeuner mit Rasumowsky zu belauschen, sondern auch noch seine Frau und wen er gerade fand an das pikante Schlüsselloch zu rufen. Katharina mit ihrem sicheren Takt leistete seiner Aufforderung keine Folge, ob die andern ebenso diskret waren, bleibt dahingestellt, — jedenfalls aber erfuhr Elisabeth von dem peinlichen Vorfall, und ihr Zorn auf Peter war so groß, daß sie sich nicht scheute, ihn an Alexei, den gerichteten Sohn Peters des Großen, zu erinnern. Wohl oder übel mußte sie hier wie auch bei andern Gelegenheiten die Sicherheit und Herzenshöflichkeit der Großfürstin anerkennen, aber gerade aus dieser Anerkennung blieb ein Stachel im Herzen der Zarin zurück, daß sie mit Unmut sah, wie Katharina immer mehr aus der Rolle der geduckten Prinzeß Dingsda zu einer Persönlichkeit heranwuchs, daß der Großfürst, der letzte Enkel Peters, neben ihr wie ein lächerliches Bürschchen erschien, während sie, die Oberstentochter aus Stettin, schon die Augen ernsthafter Männer auf sich zog. Ein Teil Fraueneifersucht spielte wohl auch mit, denn wenn Katharina auch niemals an Schönheit mit Elisabeth wetteifern konnte, so war's die Zarin eben doch gewöhnt, daß alle Männer, vom Muschik bis zum höchsten Würdenträger, in sie vergafft waren, und voll Ingrimm und Schmerz sah sie, wie ihr eigener Reiz rasch dahinschwand, während neben ihr Peters Frau aufblühte und in ein paar Jahren die leicht entzündlichen russischen Männer sicher ebenso

begeistern würde, wie es heute die Zarin noch tat. Wenn Elisabeth auch nie triftigen Grund hatte, mit Katharina unzufrieden zu sein, so bereute sie in ihrem Herzen doch gewiß oft, daß sie damals so eigenwillig bei der Brautwahl vorgegangen war, und mehr als einmal erwog sie wohl im Stillen den Gedanken, ob die Kinderlosigkeit der großfürstlichen Ehe nicht einen Vorwand böte, um die Großfürstin wieder heimzuschicken. Aus verletztem Hochmut und gekränkter Eitelkeit heraus findet sie nun an der jungen Frau alles mögliche zu tadeln: bald hat Katharina sich nicht tief genug verneigt, bald zu laut gelacht, bald wirtschaftet sie mit dem Gelde nicht sparsam genug usw. usw. Der Zweck dieser Bemängelungen ist, Katharina zu demütigen, sie immer wieder zur Bitte um Verzeihung zu zwingen, so daß die Großfürstin, die ja von der Mutter her an Subordination und Selbstbeherrschung gewöhnt worden war, gar nicht mehr versuchte, sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sondern sofort gewohnheitsmäßig den Spruch herleierte: „Verzeihung, Mütterchen, ich habe es nicht gewußt!“ Auch Peter teilt die Gefühle seiner kaiserlichen Tante, auch in ihm regt sich die Ranküne des Schwächlings gegen den starken Menschen, und gerade weil er immer wieder zu Madame Zuflucht mit seinen Torheiten kommen muß, hört er es nicht ungern, wenn irgend eine seiner Geliebten ihm zuredet, „die Viper zu zertreten“. Da das Fräulein ihm aber nicht näher angab, wie er das machen sollte, und Peter in diesem Fall Katharina nicht um ihren Rat fragen konnte, blieb sie einstweilen unzertreten und schenkte sogar nach zehnjähriger Ehe ihrem Mann, der Zarin und dem

Russenreich, was sie alle so sehnlich gewünscht hatten, — einen kleinen Großfürsten.

Man kann sich denken, wie groß die Freude am russischen Hofe war, aber man kann sich kaum denken, wie schlecht gerade bei dieser Gelegenheit die Mutter des Kindes behandelt wurde. Nicht aus Härte taten sie wohl so, nur aus dem ungemessenen Glück über das Kind vergaßen sie, daß sie, die es geboren hatte, doch auch ein Anrecht auf Sorgfalt und Liebe habe. Nach vier Stunden erst ist eine Hebamme zur Stelle, das Bett, in dem die Wöchnerin liegt, steht zwischen Fenstern und Türen, so daß sie sich einen schweren Rheumatismus holt, und wie alles glücklich vorüber ist und der erste Schrei des Kindes ertönt, denkt niemand mehr an Katharina, niemand bettet sie um, reicht ihr ein Glas Wasser oder wischt ihr den Angstschweiß von der Stirn, nein, alle drängen sich um das winzige, rote Ding mit den geballten Fäustchen, und wenn die Großfürstin nicht ebenso unbemerkt und nebensächlich stirbt, wie einst die englische Jane Seymour nach der Geburt Eduards VI. starb, so ist es nicht, weil sie mehr Pflege genießt als diese arme, britische Königin, sondern nur, weil sie eine robustere Natur ist und nicht ans Sterben denken mag. Tagelang sieht niemand nach ihr, auch der Mann nicht, denn der tafelt und trinkt mit seinen Zechgenossen um die Wette und läßt sich vermutlich feiern wie ein Held. Auch das Kind haben sie ihr nicht gelassen, vielmehr hat die Zarin es sofort nach der Geburt an sich genommen und ist mit ihm verschwunden, so daß sich schon die Legende verbreitet, Elisabeth habe den Sohn der Großfürstin gegen

ein eigenes, heimliches Kind umgetauscht. Als Wochenbettgeschenk schickt ihr die Zarin etliche Schmucksachen, von denen Katharina behauptet, daß sie selbst für eine Kammerfrau minderwertig gewesen wären, außerdem aber eine Anweisung auf 100000 Rubel aus der kaiserlichen Schatulle. Über diese kleine Goldflotte war Katharina gewiß von Herzen froh, denn der junge Hof und insbesondere sie hatte stets nur wenig Geld zur Verfügung, und da sie gleich nach ihrer Ankunft in Rußland erfahren und gelernt hatte, daß der Mensch dort ohne Trinkgelder ebenso wenig leben kann wie ohne Luft, so hatte sie, ohne doch eine Verschwenderin zu sein, schon eine beträchtliche Menge Schulden gemacht. Die 100000 Rubel, so dachte sie, würden nun ihre Finanzen wieder in Ordnung bringen und für geraume Zeit einen netten Überfluß in ihrer Kasse bilden. Aber ach! sie hatte ohne Peters Mißgunst und ohne die Nachgiebigkeit der Zarin gerechnet! Als Peter von dem üppigen Geschenk erfuhr, rannte er spornstreichs und wütend zu seiner kaiserlichen Tante und machte ihr klar, daß er genau dasselbe Recht auf eine Entlohnung habe wie seine Frau. Elisabeth begriff das zwar nicht recht, aber sie war ihm gegenüber zuweilen sehr schwach, und da sie gerade gar kein Bargeld in ihrer Schatulle hatte, schickte sie zu der Wöchnerin und ließ sie bitten, ihr die 100000 Rubel bis auf weiteres (d. h. auf Nimmerwiedersehen!) zu leihen, so daß also der Mann das Wochenbettgeschenk erhielt, was gewiß nicht häufig vorzukommen pflegt. . .

Als nach sechs Wochen die feierliche Aussegnung der Großfürstin stattfand, überreichte man ihr auf

einer goldenen Platte ihr Söhnchen Paul, das sie nun eigentlich zum ersten Male sah und natürlich sehr schön fand. Dann entführte man ihr das Kind abermals, und sie sah es nur in abgemessenen Zwischenräumen, als ob sie eine Fremde, nicht aber seine Mutter wäre. Auch in seine spätere Erziehung durfte sie garnicht hineinreden, mußte vielmehr alles der Zarin überlassen, und von allen Sünden, die an der jungen Katharina begangen wurden, ist diese Abtrennung von ihrem Sohn wohl die größte. Denn durch sie wurde nicht nur die Mutter ihrer heiligsten Freude und das Kind seiner natürlichen Obhut beraubt, nein, in der Großfürstin wurde auch gewaltsam jedes Gefühl der Mütterlichkeit, jedes Verständnis für Eltern- und Kindesrecht erstickt, so daß wir sie späterhin ihrem Sohne Paul als harte, grausame Mutter gegenübersehen werden. Doch wenn wir dies traurige Schauspiel zwischen Mutter und Sohn erblicken, dann dürfen wir nicht Katharina richten und verdammen, sondern die Schuld ihrer großen Verfehlung jenen beimessen, die einst der jungen Großfürstin verwehrten, Mutter zu sein.

5.

Wenn sonst einem Thronfolger ein Sohn geboren wird, tritt der junge Vater nicht in Wirklichkeit, wohl aber für die Anschauungen, die in die Ferne schweifen, ein wenig, ein ganz klein wenig in den Hintergrund. Auch er ist eben jetzt der Vater einer kommenden Generation, und die Dynastie, deren ganze Hoffnung vorher vielleicht nur er allein war, blickt nun mit den Augen seines Kindes in eine

Zukunft, die dem Vater nicht mehr beschieden sein wird. Beim Großfürsten Peter dagegen lag der Fall gerade umgekehrt. Erst seit der kleine Paul da war, wollte, durfte man Peter nicht mehr als eine ephemer-fratzenhafte Erscheinung ansehen, deren Wirkungsmöglichkeit überhaupt indiskutabel erschien, mußte Stellung zu ihm nehmen, gleichviel ob man ihn bejahte oder verneinte, weil sein ihm verliehenes Recht jetzt nicht mehr mit ihm starb, sondern sich weitervererbte. Es ging von der Kinderstube des kleinen Paul wie ein Scheinwerfer aus, in dessen Licht man plötzlich Dinge deutlich erkannte, die vorher verschwommen waren und von denen man, weil sie gleichsam in der Luft zu hängen schienen, nach Vogelstraußpolitik den Kopf abgewendet hatte. Nun aber, da das Haus Romanow sich verjüngte, nun durfte man gelassen das Heute wie das Morgen betrachten und alle Eventualitäten bedenken und besprechen, die der Zukunft Rußlands hinderlich oder förderlich sein konnten. Alles sah jetzt anders aus, nicht etwa nur die äußere Politik, in die Pauls Kinderhände noch nicht hineingreifen konnten und die durch Bestuscheff und Elisabeths Preußenhaß sich immer mehr von Friedrich entfernt und die österreichisch-französische Tripelallianz geschlossen hatte, der es bestimmt war, den Siebenjährigen Krieg durchzufechten und zu verlieren. Die Zarin, obgleich erst auf ihres Lebens Höhe stehend, verfiel, durch Trunk und Ausschweifungen erschöpft, immer mehr: sie litt an tiefen Ohnmachten (vermutlich leichte Schlaganfälle) und war dermaßen von Angstzuständen gequält, daß sie niemals zwei Nächte nacheinander in demselben Zimmer schlief und beständig eine Wache

neben dem Bett hatte, die kein Auge zutun durfte. Nachdenklich sah es Bestuscheff und spürte auch, wie mit den Jahren ihre Abneigung gegen ihn immer wuchs, wie er, der ihren schwankenden Entschlüssen mehr als einmal seinen zähen Willen entgegengesetzt, ihr lästig wurde und wie gerne sie ihn abgeschüttelt hätte, wenn ihr die Energie dazu geblieben wäre. Unberechenbar, bald schwächlich und bald brutal, wie sie war, mußte er von Tag zu Tag mit seinem Sturz rechnen, soferne ihr noch ein längeres Leben beschieden sein sollte. Wenn es ihr aber nicht beschieden war, wenn die letzte Romanow bald die übermüdeten Augen schloß — —? Da blickte Bestuscheff von der verfallenden Elisabeth auf den jungen Peter, betrachtet ihn eindringlich ein paar Minuten lang und schüttelt verneinend den Kopf. Nein, dies Volk, das eben erst die Kinderschuhe ausziehen will, dies Land, das am Vorabend eines großen Krieges steht, kann nicht von diesem halbnärrischen Schwächling geführt werden, der Rußland verachtet und mit allen Kräften zu Preußen hindrängt. Bestuscheffs Auge geht weiter, ruht lange und mit scharfem Blick auf Katharina. Alle Wetter, was ist aus der kleinen Prinzeß Dingsda, die vor zwölf oder fünfzehn Jahren aus Stettin nach Rußland kam, geworden! Nicht nur eine hübsche Frau, die trotz ihrer kleinen Gestalt groß und majestätisch scheint, sondern auch eine Persönlichkeit, die auf die fremden Diplomaten schon heute mehr wirkt als die Zarin, so daß der junge Hof, den man doch einst so sorgfältig isoliert hatte, von auswärtigen und einheimischen Politikern beobachtet und umworben wird, obgleich Katharina immer noch notgedrungen dem alten Befehl ihres

Vaters folgen mußte, „in keine Regierungssachen zu entrieren und den Senat nicht zu ägrieren.“ Bestuscheff betrachtet sie immer intensiver und obschon er ihr nie hold war, zwingt sie ihm doch Bewunderung ab, wenn sie auch ihm noch keinen Befähigungsnachweis für die hohe Politik erbracht hat, vielmehr eben vergnügt mit einem jungen Polen, Stanislaus Poniatowski, flirtet. Aber Williams, der englische Gesandte, umschwänzelt die Großfürstin in auffälliger Weise, streckt ihr sogar eine größere Summe vor, damit sie wieder einmal ihre Schulden regeln kann, und wenn ein Engländer erst bar Geld auf den Tisch legt, dann weiß er schon, warum und für wen er es tut. Für irgend eine politische Pfuscherin, so etwa wie die Fürstin von Anhalt-Zerbst, würde England sich gewiß nicht in finanzielle Unkosten stürzen, also müssen doch die Eigenschaften dieser jungen Frau ihr ganzes Wesen durchleuchten, wenn sie bisher auch noch keine Gelegenheit hatte, mit ihnen zu paradieren. Bestuscheff wird zusehends freundlicher und ehrerbietiger gegen Katharina. Er, in dessen Kanzlei ehedem die Briefe an Katharinas Eltern ausgefertigt worden waren, bietet sich (die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen!) jetzt an, die Korrespondenz zwischen Mutter und Tochter hinter dem Rücken der Zarin zu vermitteln. Katharina nimmt das Anerbieten natürlich mit lächelndem Danke an; sie ist klug genug, um zu begreifen, daß Bestuscheff solches nicht um ihrer schönen Augen willen tut, daß er einen Zweck damit verfolgt, mit dem er vorsichtig und allmählich herausrücken will. Sie hat nicht falsch gerechnet: nach einiger Zeit will Bestuscheff

mit ihr ein Programm ausarbeiten über das, was nach dem Tode der Zarin zu geschehen hat. Er sagt ihr, daß er Peter wohl zum Kaiser proklamieren lassen wolle, jedoch sie, Katharina, als vollberechtigte Mitregentin neben ihm. Was er ihr nicht sagt, ist, daß bei dieser neuen Doppelregierung er selbst die ganze Macht in Händen behalten will. Er braucht es ihr auch garnicht zu sagen, denn sie kannte ihn und seine Schliche nun schon lange genug, wußte auch, daß das, was er ihr da in Aussicht stellte, nur ein erstes, tastendes Angebot war, dem bald höhere folgen mußten.

Wie weit Bestuscheff ihren Erwartungen entgegenkam und was die beiden miteinander entwarfen und sich schrieben, ist nie ganz klar geworden, zudem nun die Wogen des verhängnisvollen Krieges über alle Pläne und Zettelungen hinschlugen und der jähe Wechsel zwischen Siegen und Niederlagen aller Blicke von höfischen Intrigen weg auf die Schlachtfelder zog. Aber nach der Einnahme von Memel und dem Sieg von Großjägerndorf, den Apraxins unerwarteter und jäher Rückzug unversehens in eine große Niederlage verwandelte, nach diesem unbegreiflichen Ereignis suchte man den spiritus rector der Katastrophe im eigenen Land, meinte auch, ihn alsbald ausgefunden zu haben. So wurde denn Bestuscheff, der Elisabeth schon lange ein Dorn im Auge war, im Februar 1758 verhaftet. Man wußte, daß er mit Apraxin intim befreundet war, wußte, daß die Großfürstin ein paarmal an den General geschrieben hatte, — was lag also näher, als an Verrat von diesen dreien zu glauben, die auf Bestuscheffs Initiative hin Rußland an den Preußenkönig verkauft hatten?!

Wenn je in ihrem Leben, so bedurfte Katharina jetzt ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um sich nicht durch Furcht oder Nervosität zu verraten, um so ruhig, ja heiter zu scheinen, als wisse sie überhaupt nicht, daß ihr Name mit dem Fall Bestuscheff verquickt wird. Den Tag nach Bestuscheffs Verhaftung ist ein großes Fest bei Hof, und da fragt sie lächelnd, scheinbar voll harmloser Neugier herum, was denn nun mit dem Kanzler sei und welche Beweise man gegen ihn gefunden habe. Wie Buturlin ihr die für russische Rechtszustände so bezeichnende Antwort gibt: „Ja, Bestuscheff ist verhaftet, nun müssen wir nur herausbekommen, warum!", legt sich ihre folternde Unruhe ein wenig, und als ihr dann gar noch Bestuscheff aus seinem Kerker heraus heimlich ein Zettelchen zustecken läßt, auf dem steht: „Keine Angst, alles ist verbrannt!" sieht sie, daß sie gewonnenes Spiel hat und beschließt, mit übermütiger Unverfrorenheit die günstige Situation bis zur letzten Möglichkeit auszunützen. Sie begreift, daß jetzt, wo man ihr den Hochverrat nicht nachweisen kann, für sie alles darauf ankommt, das Vertrauen der Zarin, das in der letzten Zeit natürlich merklich geschwunden war, wieder zu gewinnen, daß es jetzt für sie nichts Vorteilhafteres geben kann, als den Spieß umzukehren und die Tiefbeleidigte zu spielen.

Seit der Verhaftung Bestuscheffs hat sie bei Elisabeth vergeblich um eine Audienz nachgesucht und würde sie auch jetzt nicht erhalten, wenn sie nicht eine kleine Krankheitskomödie inszenierte und behauptete, daß der Schmerz über die Ungnade der Zarin sie siech und elend gemacht habe. Da gibt Elisabeth nach und empfängt die Großfürstin gegen

Abend in ihrem Ankleidekabinett, in dem (man schämt sich fast, es zu sagen!) der Großfürst und Peter Schuwaloff hinter einem Wandschirm versteckt saßen, um Zeugen dieser Unterredung zu sein und, wenn möglich, Katharina der Lüge zu überführen. Obschon Elisabeth kein vollgültiges Beweismaterial in Händen hielt, war sie doch von ihrer Sache sehr überzeugt und dachte wohl, daß Katharina ebenso vor ihrem Zorn zusammensinken würde, wie einst, ebenfalls um Preußens willen, ihre Mutter es getan hatte. Aber Katharina ist nicht die Fürstin von Anhalt-Zerbst, läßt sich von der finstern Hochmutsmiene der Zarin nicht einschüchtern, und wenn sie auch gleich beim Eintritt der Zarin zu Füßen sinkt, so geschieht es nicht, um Verzeihung zu erflehen, sondern um eine tränenvolle Bitte vorzutragen, auf die Elisabeth vor Staunen kaum antworten kann. Die Großfürstin will nämlich nicht Verzeihung, nicht Gnade, sondern (die Zarin traut noch immer ihren Ohren nicht!) die Heimkehr zu ihrer Mutter, die seit dem Tode des Vaters in Paris lebte.

Ein gewitzterer Geist als der Elisabeths hätte wohl das kecke Spiel durchschaut und mit einem kühlen: „Gewiß, meine Liebe, geh' zu Deiner Mutter zurück, das ist für uns alle das Beste!“ alle Pläne Katharinens durchkreuzt und sie zu jener Demut gezwungen, die Elisabeth erwartete. Die Zarin aber war plump, begriff die List nicht, fragte vielmehr erschreckt und betreten:

„Welchen Grund könnte ich für Deine Rückkehr angeben?!“

„Den Grund, daß ich das Unglück gehabt habe, Ihrer Majestät zu mißfallen.“

„Und wovon würdeſt Du leben?“

„Geradeſo wie ich lebte, ehe Ihre Majeſtät die Gnade hatten, mich zu rufen!“

Das Frage- und Antwortſpiel dauert noch eine Weile fort, wobei Eliſabeth immer unſicherer wird, während man den abgeſchliffenen, auf Prägnanz und Wirkung zugeſpitzten Antworten Katharinens nicht nur die Überlegung, ſondern auch deutlich die Lektüre franzöſiſcher Stiliſten anmerkte. Dann aber verläßt Peter ſein Verſteck, miſcht ſich in den Frauenſtreit, wirft der Großfürſtin Bosheit und Eigenſinn vor und reizt ſie dermaßen, daß ſie, vielleicht zum erſtenmal in ihrem Leben, die Selbſtbeherrſchung verliert. Mit einer Wildheit, die keiner noch je an ihr ſah, erwidert ſie ihrem Mann, leugnet nichts, beſchönigt nichts, ſpeit ihm nur, wie von furchtbarem innerem Ekel geſchüttelt, alles ins Geſicht, was ſie ſeit fünfzehn Jahren an Abſcheu gegen ihn aufgeſpeichert hat ... Peter, der niemals eine Situation in ihrem ganzen Umfang begriff, wäre ſehr bereit geweſen, ſich vor den Ohren der Kaiſerin mit ſeiner Frau zu ſtreiten, die Zarin aber gebot Ruhe und entließ das großfürſtliche Paar ſehr ſchnell. Blaß und erſchreckt blieb ſie zurück, ſchlief wohl in dieſer Nacht ſchlechter noch als in allen andern, denn heute hatte ſie zum erſtenmal das andere Geſicht Katharinens geſehen, ein Geſicht, das ſie der jungen Frau nicht zugetraut hätte und das mit gefährlichen Augen in die Zukunft ſah. Eliſabeth wußte aus perſönlicher Erfahrung, wieviel eine Frau mit Temperament und perſönlichem Mut erreichen kann, und darum überlief es ſie kalt, wenn ſie an dies andere Geſicht dachte, das Katharina in dem

Auftritt mit Peter entschleiert hatte. — — Tage, Wochen gingen über die Wagnisse und Schrecken jener Nacht dahin. Die Eindrücke verblaßten, aber die Erinnerungen blieben, wenn auch alles rundum seinen gewohnten Gang weiterging. Bestuscheff war in Ungnade auf seine Güter entlassen und durch Woronzoff ersetzt worden, Katharina, die trotz ihrer scheinbaren Sicherheit vor dem Kloster gezittert hatte, kam mit einer zweimonatigen Verbannung vom Hofe davon und durfte triumphieren, daß sie auch diesmal ihren Platz behauptet hatte, und Peter, der seit langem überall herumtrompetete, wie tief er es bedauere, daß er die Herrschaft über ein gesittetes Volk wie die Holsteiner gegen die russischen Barbaren eingetauscht habe, Peter setzte gerade in diesen Tagen seinem absurden Treiben die Krone auf und ließ der Zarin durch seinen Freund Schuwaloff sagen, daß er auf die Nachfolge verzichte und nach Kiel zurückzukehren wünsche. Elisabeth entgegnete, daß er sein Gesuch schriftlich formulieren müsse, und behandelte ihn von diesem Tage an mit kühler Verächtlichkeit. Es hieß, daß sie sich wirklich mit dem Gedanken trug, ihn zugunsten seines kleinen Sohnes Paul zu enterben, und sie gab diesen Gerüchten insofern Nahrung, als sie vor allen Leuten das Kind auf den Schoß nahm, streichelte und küßte und befriedigt lächelte, wenn die Huldigungen, die ihr galten, auch auf das Kind überflossen. Neben ihr stand die Großfürstin, heiter und glücklich über die Gnade, die sie und der kleine Paul erfuhren. Aber immer wieder schielte Elisabeth verstohlen nach Katharina hin, hätte gar zu gerne gewußt, was sich hinter dieser weißen Stirn, hinter

dieſer Miene mütterlichen Glücks verbarg. Vielleicht, ja wahrſcheinlich ſogar überſchätzte ſie für dieſen Augenblick die Hinterliſt der jungen Frau, ängſtigte ſich vor ihr ohne Grund, nur aus Nervoſität oder aus einer Zwangsvorſtellung heraus. Denn wenn auch der däniſche Hof ſeinen Geſandten in Petersburg vermahnte: „Dank den Anleitungen ihrer Mutter, verſpricht die Großfürſtin die falſcheſte Prinzeß in ganz Europa zu werden," ſo zog Katharina im allgemeinen doch das Steeplechaſe des Abenteuers dem Geduldſpiel der Intrige vor, und die Hauptkunſt ihres Lebens beſtand eigentlich darin, geduldig warten zu können und den richtigen Moment feſt beim Schopf zu packen. In den Tagen, da Eliſabeth den kleinen Paul öffentlich hätſchelt und gleichſam als künftigen Zaren zeigt, denkt Katharina wahrhaftig nichts Böſes, und wenn ſie ungeduldig wird, ſo iſt es höchſtens, weil ſie's nicht erwarten kann, ihren Liebſten, den ſchönen Gardeleutnant Gregor Orloff, zu ſehen ...

Peter kümmert ſich garnicht mehr um das, was ſeine Frau tut, hat auch längſt jedes Recht dazu verwirkt. Er unterhält jetzt ganz öffentlich Beziehungen zu Eliſabeth Woronzoff, der hinkenden Tochter des neuen Kanzlers, die zwar nicht hübſch iſt und, wie die böſe Welt behauptet, allerlei unäſthetiſche Eigenſchaften hat, die ſich aber mit ihm gemeinſam betrinkt und ihn gelegentlich auch prügelt. Seine Hemmungsloſigkeit iſt jetzt ſo vorgeſchritten, daß er, wenn er nachts berauſcht in den Palaſt zurückkehrt, die Großfürſtin mit Püffen aufweckt, nur um ihr von Eliſabeth Woronzoff zu erzählen. Katharina erträgt es, wie ſie von jeher alles von ihm ertragen hat.

Trotz Elisabeth Woronzoff und Peters Absurditäten ist in ihr Leben jetzt mehr Heiterkeit und Wärme getreten, als sie früher empfing: nicht nur, daß Gregor sie anbetet, wie ein junger, ungestümer und gänzlich ungebildeter Mann eine ihm geistig weit überlegene Frau nur anbeten kann, sondern auch Freundschaft, Frauenfreundschaft empfängt sie jetzt, und zwar von einer Schwester der Elisabeth Woronzoff, der jungen Fürstin Daschkow, in deren Salon man Theater spielt oder liest und die nebenbei die geistige Regsamkeit und den politischen Drang der russischen Frauen besitzt. Durch die Fürstin erfährt Katharina natürlich manches, was im Hause Woronzoff vorgeht und geplant wird, auch daß die Woronzoffs mit dem Gedanken spielen, Peter solle späterhin, nach dem Tode der Zarin, Frau und Kind verstoßen und die Elisabeth Woronzoff heiraten. Die Fürstin, die zeitlebens eine große Wichtigmacherin war, mißt allem, was sie erfährt und berichtet, tiefen Wert bei, die Großfürstin aber hört es und denkt ihm zunächst nicht weiter nach. Abwarten und dann den richtigen Moment beim Schopf packen, — von dieser Lebensweisheit geht sie auch jetzt nicht ab. Noch lebt ja die Zarin, lebt zum Heil der Großfürstin und zum Verderben Friedrichs von Preußen, der sich in diesem nun sieben Jahre währenden Krieg fast verblutet hat und sicher schon demnächst mit Österreich und Rußland einen schimpflichen Frieden schließen muß. Erst wenn Elisabeth stirbt, werden Dinge spruchreif, an die man jetzt nicht zu denken und nicht zu rühren braucht. . . . — Wenn die Zarin stirbt, — nicht nur von den Woronzoffs wird diese Möglichkeit erwogen, nein, die verschiedensten Köpfe

befaſſen ſich ſchon heute mit dem, der nach Eliſabeth kommen wird. Was man von Peter zu erwarten hat, wiſſen alle, und darum ſcheint es ihnen nötig, ſeine Macht brach zu legen, wenn nicht gar abzuſchütteln. An die Brachlegung denkt Panin, der bedächtige Erzieher des kleinen Paul, und er meint, daß ſpäterhin die Großfürſtin die Regierung mit ihrem Manne teilen ſolle, ganz ſo wie ſeinerzeit Beſtuſcheff gemeint hatte. Nur ein ganz kleiner und begreiflicher Unterſchied war zu vermerken: ſtatt Beſtuſcheff wollte Panin die erſte Geige am künftigen Hofe ſpielen. Radikaler als er waren die Pläne der drei Schuwaloffs, obgleich einer von ihnen ſeinerzeit mit Peter hinter dem Wandſchirm verſteckt geweſen war: ſie meinten, man ſolle den Kielſchwärmer kurzerhand nach Holſtein zurückſchicken. Auch ſie wollten natürlich die Krone dem kleinen Paul und die Regentſchaft ſeiner Mutter zuſprechen, wofür dann die erſte Geige ſtatt Beſtuſcheff und Panin den Schuwaloffs zuzufallen hätte. Die Daſchkow wiederum plante allerlei extravagante Dinge, ſprach auch wohl der Großfürſtin davon, aber Katharina verhielt ſich all dieſen Anträgen gegenüber zögernd und wenig willfährig. Zögerte aber nicht etwa, weil ſie vor einem Gewaltſtreich zurückſchreckte, ſondern weil ſie ſich zu deutlich erinnerte, wie gefährlich und wie nutzlos ſolche Zettelung ſchon einmal verlaufen war. Noch lebte die Zarin, — erſt wenn ſie geſtorben war, konnte über das Recht auf die ruſſiſche Krone entſchieden werden.

Am 5. Januar 1762 ſtarb Eliſabeth, und König Friedrich von Preußen atmete befreit auf. Noch während ſie in der Agonie lag, erklärte Peter an

ihrem Sterbebett Panin, wie er jetzt nach preußischem Muster Krieg führen werde, und schickte noch in der Nacht ihres Todes einen Kurier an den Preußenkönig ab, um diesen seiner Freundschaft und seiner Friedensliebe zu versichern. Doch obschon er auf diese Weise alles auf den Kopf stellte, was bisher gegolten hatte, rührte sich keine Hand, um ihn zu warnen, um ihn bei den alten Alliierten festzuhalten oder gar um ihm zu wehren. Demütig sank ganz Rußland vor ihm auf die Knie, und dicht vor dem Throne kniete in ihrem Trauerkleid die verweinte junge Zarin, gelobte ihrem Manne in die Hand, daß sie ihrem Herrn allezeit Treue und Gehorsam halten und nichts sein wolle, als die erste Dienerin des Staates . . . —

Dies ist die letzte Kniebeuge, die Katharina vor einem Menschen machen wird. Über eine kurze Weile wird sie selbst mit den Symbolen der Macht vor das Volk hintreten, daß es sich vor ihr in den Staub werfe und ihr entzückt zujuble: „Das Leben für unseren Zaren!"

6.

Nun war Peter Zar von Rußland, wenn auch noch nicht gekrönt, und wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, muß man zugestehen, daß der allererste Anfang seiner Regierung nicht so übel war, wie man vermutet hatte. Über 20000 Verbannte, die Elisabeth nach Sibirien geschickt hatte, rief er zurück, verfügte die Aufhebung der geheimen Kanzlei, befahl die Einziehung der Kirchengüter, erniedrigte den Salzpreis, errichtete eine Kreditbank, plante ein Gesetzbuch und gab auch ganz persönlich

Beispiele von Güte, die aber eben nur sprunghaft blieben, wie sein ganzes krankhaftes Wesen war. So bezahlte er gleich bei seinem Regierungsantritt sämtliche Schulden seiner Frau, macht ihr obendrein noch ein Geldgeschenk, wollte ihren einzigen noch lebenden Bruder nach Rußland kommen lassen (was dieser aber mit einem deutschen, nicht wiederzugebenden Kraftwort ausschlug!) und besuchte in Schlüsselburg das Kind Iwan, das inzwischen zum Jüngling herangewachsen war. Er zeigte sich dem Gefangenen gegenüber sehr teilnehmend, versprach ihm Besserung seines harten Loses und ahnte nicht, daß binnen kurzem er, der gnadenspendende Zar, und Iwan, der arme Gefangene, den gleichen Tod erleiden sollten.

Bald aber schlug Peter, wie fast immer, ins Gegenteil um, und die Deputation, die um die Erlaubnis gebeten hatte, ihm für seine Verdienste ein goldenes Standbild errichten zu dürfen, war gewiß heilfroh, daß er die Erlaubnis dazu verweigert hatte. Fing er doch nun an, wie er es von jeher mit Vorliebe getan, seine russischen Untertanen in jedem ihrer Gefühle zu verletzen und ihnen preußisch-holsteinisches Wesen als höchste Kulturstufe in Wort und Tat anzupreisen. Bestürzt sahen alle, besonders jene, die zu ihm standen, auf sein unvernünftiges Tun, Münnich, Biron, Lestocque, die er soeben aus Sibirien zurückberufen hatte, wollten ihm ihre Dankbarkeit beweisen, indem sie ihn warnten und ihn zum Guten berieten, Peter aber schlug alle ihre Ratschläge in den Wind. Vergebens drängten sie, die schon überall die allgemeine Unzufriedenheit spürten, daß der Zar sich sobald wie

möglich in Moskau krönen lassen sollte, weil sie wußten, daß er für das Volk erst dann wirklich Zar war, wenn er vom Metropoliten in Moskau gesalbt war und sich auf der roten Treppe des Kremls der versammelten Menge gezeigt hatte. Peter setzte eine Größe darein, auch hier wieder einmal das religiöse Empfinden seines Volkes zu verspotten und selbst sein Abgott, Friedrich von Preußen, der ebenfalls mahnte, die Krönung nicht länger zu verschieben, fand taube Ohren. Der junge Mann aus Kiel hielt sich für gescheiter als alle andern zusammen und sagte in bemitleidenswerter Verblendung: „Man muß die Russen nur kennen, dann kann man sie führen wie die Lämmer!“ Und weil er sich einbildete, daß dies von ihm so sehr mißachtete Volk immerfort ein Lamm bleiben müsse, dachte er an nichts anderes mehr, als es zu verpreußen und zu verholsteinern. Zunächst ließ er sofort nach Elisabeths Tode die Feindseligkeiten gegen Preußen einstellen und plante ein Bündnis mit diesem gegen den früheren Alliierten Österreich. Dann verabschiedete er die Garderegimenter, sogar jenes, das die Kaiserin Elisabeth zum Throne geführt und dessen Offiziere sie zum Dank dafür stets an ihre Tafel geladen hatte, und ersetzte sie durch holsteinische Regimenter. Der Prinz Georg von Holstein, ein Onkel des Zaren, wurde zum Höchstkommandierenden der russischen Armee ernannt und zum Obersten jenes Gardekavallerieregimentes, dessen Befehlshaber bis jetzt stets der regierende Zar gewesen war. Vierundzwanzig Generäle wurden kurzerhand entlassen, das Exerzierreglement mußte genau nach preußischem Muster gehandhabt werden, statt mit

der Knute wurde mit Stock und Fuchtel barbarische Strafe zugeteilt, die Soldaten wurden wie Preußen uniformiert. Der Zar selbst ließ sich ein preußisches Regiment verleihen, trug fast ausschließlich preußische Uniform, und in jedem Zimmer hing ein Bild Friedrichs, den die Russen doch sieben Jahre lang bekämpft hatten.

Man kann sich denken, daß Peter auf diese Weise in kürzester Zeit bei der Armee verhaßt wurde, und verblendet, wie er war, machte er sich nun auch das niedere Volk und den Klerus zu Feinden, den er schon durch die Einziehung des Kirchengutes gegen sich aufgebracht hatte. Dieser erste Schritt war vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gewiß zu loben, aber wenn er jetzt die Fasten unterdrücken und die Heiligenbilder aus den Kirchen entfernen wollte, so verletzte er nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch die breite Masse der Bevölkerung in ihren heiligsten Gefühlen, ohne daß diese Maßregeln den Schaden, den sie auf der einen Seite stifteten, auf der andern wieder gut gemacht hätten. Und trotzdem er die beiden starken Gewalten, auf die ein Zar sich stützen muß, gegen sich aufgebracht hatte, rüstete er jetzt zu einem ganz törichten Feldzug gegen Dänemark, mit dem er noch einen alten Erbstreit, der ihn eigentlich gar nichts anging, austragen wollte. Es kümmerte ihn nicht, daß dieser neue und spezifisch holsteinische Krieg ganz unpopulär war und daß sich die Marine in der denkbar schlechtesten Verfassung befand. So antirussisch er sich sonst auch gebärdete, so griff er doch jetzt zu einem echt russischen Mittel, zum allmächtigen und alleinseligmachenden Ukas, und erließ kurzerhand

einen Befehl an alle Matrosen, daß sie unverzüglich gesund zu sein hätten ... Es ist leider nicht bekannt geworden, ob dies schriftliche Wundermittel half, jedenfalls aber stellte Peter ein Korps von 40000 Mann zusammen, das er selbst gegen Dänemark führen und mit dem er am 17. Juli ausziehen wollte. Am 17. Juli, — deutlich und barsch, wie's preußischer Militärstil ist, sprach er das Datum aus, und kein Schauder überlief ihn, da er es sagte, und kein Ahnen befiel ihn, daß er mit diesem Tage des Ausmarsches seinen eigenen Todestag niederschreiben ließ ... —

Kaum zwei Monate waren seit Elisabeths Tod vergangen, und schon war der Unmut über die neue Regierung und die Sehnsucht nach der alten, die für Rußland doch ein Herz gehabt hatte, so groß, daß jeder weinte, wenn nur der Name Elisabeths genannt wurde. Geradezu verzweifelt stellte sich die Lage der jungen Kaiserin dar, die nach jenen ersten Gnadenbeweisen ihres Gatten nichts anderes mehr von ihm empfing, als Mißachtung und kleinliche Kränkungen. Gleich nach dem Tode Elisabeths hatte der Zar seinem Liebchen, der Woronzoff, den höchsten Orden, den Katharinenorden, verliehen und ihr im Palast die Appartements neben den seinen angewiesen. Es machte ihm besondere Freude, Gäste, die Katharina zu sich geladen hatte, aus ihrem Salon mit der ausdrücklichen Weisung wegholen zu lassen, daß sie bei Elisabeth Woronzoff erwartet würden. Er wollte ihr den Tabak verbieten, weil er wußte, daß sie gerne schnupfte, und weil sie eine Liebhaberin von Obst war, befahl er, daß auf der Tafel keine Früchte erscheinen durften. Schon im Januar 1762

hatte Breteuil an den Herzog von Choiseul geschrieben:

„Die Kaiserin befindet sich in einer geradezu jammervollen Lage und wird mit ausgesuchter Verächtlichkeit behandelt. Ich habe Ihnen schon früher bemerkt, daß sie sich dagegen mit Philosophie zu waffnen sucht, und ich habe Ihnen auch gesagt, wie wenig dies Palliativ zu ihrem Charakter paßt. Ich weiß bestimmt, daß sie nur mit größtem inneren Unmut das Betragen des Kaisers und den Hochmut des Fräulein Woronzoff erträgt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß in dem Kopf dieser Fürstin, deren Mut und Temperament ich kenne, sich nicht früher oder später etwas Ungewöhnliches vorbereiten sollte. Ich weiß, daß sie Freunde besitzt, die versuchen, sie jetzt noch zu beruhigen, die aber alles für sie tun und aufs Spiel setzen würden, wenn sie es verlangte."

Der Baron Breteuil war gewiß ein guter, jedenfalls ein viel besserer Beobachter als Peter, aber man darf nicht glauben, daß seine Beobachtungen sich nur auf persönliche Anschauungen und Eingebungen stützten. Vielmehr hat ihn damals Katharina eine Sekunde lang in die Karten gucken lassen, die sie zu mischen begann, hätte ihn vielleicht auch gern als Spielpartner gehabt, denn der Einsatz, um den es ging, war so groß, daß sie, um ihn zu erringen, wohl nach mächtigen Freunden und Hilfsquellen Umschau hielt. So kam denn auch eines Tags ein Unterhändler zu Breteuil, um im Namen der Zarin 60000 Rubel von ihm zu entleihen, und machte dazu allerlei Andeutungen, über das Drängen des Volkes, über die Entschlüsse der Zarin, die von ihrem Manne

aufs schwerste gereizt sei usw. usw. Breteuil hörte, mißtraute und zauderte. Die Franzosen sind ja allezeit gute, wohl auch ein wenig knauserige Rechner gewesen, und Breteuil fand, daß es leichtfertig wäre, bare 60000 Rubel ohne Sicherung herzugeben. Er überlegte hin und her, wie er sich, ohne die Kaiserin zu verletzen, diese Sicherung verschaffen könnte und kam schließlich auf folgenden Einfall, den er sicher für sehr fein hielt: er verlangte nämlich, daß der Unterhändler ihm ein Handbillet bringen sollte, auf dem stand: „Der Überbringer ist der Bote meiner Abschiedsgrüße und bittet Sie zugleich in meinem Namen, einige kleine Einkäufe für mich zu besorgen." Wirklich erschien auch der Unterhändler bald wieder und brachte ein Handbillet von der Kaiserin, allerdings nicht mit den Breteuilschen Worten, sondern mit einem kleinen, mokanten Text, den Katharina selbst stilisiert hatte: „Der Einkauf, den wir machen wollten, wird sicher in einiger Zeit und zwar bedeutend billiger gemacht werden; wir brauchen also keine fremde Anleihe." Somit hatte Breteuil seiner Regierung 60000 Rubel und sich selbst etliche Aufregungen erspart, dafür aber Katharinas Sympathien für Frankreich, die ohnehin nicht groß waren, erheblich gemindert. Wenn sie späterhin von den Franzosen voll mitleidiger Geringschätzung immer nur als den kleinen Leuten oder den armen Leuten sprach, so hat sie gewiß mehr als einmal dabei an den vorsichtigen Herrn gedacht, der um Geld knickerte und bangte, wo es sich doch um eine Kaiserkrone gehandelt hatte ... —

Breteuil hörte also nichts weiter mehr von dem, was im Kopf der Zarin vorging, und die übrigen

Gesandten, zu denen kein Unterhändler kam, waren so nichtsahnend, wie gute Gesandte nur sein können. Wohl dachten alle, daß es mit der neuen Regierung eines Tages ein schlimmes Ende nehmen müsse, aber alle, auch Friedrich von Preußen, dachten an eine Erhebung des Volkes und ließen nicht ab, den Zaren an die Krönung zu mahnen. Peter aber hatte viel Wichtigeres zu tun: er mußte jetzt eben, am 22. Juni 1762, ein großes Festmahl für die Unterzeichnung des Friedens mit Preußen geben. Von Petersburg gedachte er dann zu kurzem Aufenthalt nach Oranienbaum und hierauf nach Peterhof zu gehen, wo ihm die Kaiserin zu Ehren seines Namensfestes ein Festmahl geben sollte. Mitte Juli wollte er dann nach Pommern übersetzen und den Feldzug gegen Dänemark eröffnen, obgleich seine Getreuen ihn himmelhoch baten, nicht ungekrönt das Land zu verlassen. Der junge Mann aus Kiel hörte auch jetzt nicht auf sie. Zwar waren ihm gerade in diesen Tagen allerlei Gerüchte von Verschwörungen zu Ohren gekommen, aber er lachte nur und glaubte nicht daran. Erst als man ihm zuraunte, daß Gregor Orloff, der Günstling seiner Frau, und dessen vier Brüder verdächtig seien, wurde er ein wenig, ein klein wenig nachdenklich. Er schickte seinen Adjutanten Persilioff zu den Orloffs, um sie auszukundschaften, und Persilioff, der von ähnlichen geistigen Kapazitäten gewesen zu sein scheint wie sein kaiserlicher Herr, fand ein ausgezeichnetes, ja ein untrügliches Mittel, um schwarze Pläne, welche die fünf Gardeoffiziere vielleicht hegen konnten, zu durchkreuzen. Wie dies Mittel wirkte, werden wir später noch sehen; einstweilen ging

Perſilioff mit erhobenem Haupt und wichtiger Miene umher und kam ſich bedeutend vor. Denn dieſe fünf Orloffs ſtellten ja nicht nur durch ihre Zahl ſchon einen kleinen Heerbann vor, ſondern waren auch als Geſamtheit inſofern merkwürdig, als ſich unter ihnen ein ungewöhnlich ſchöner und verwegener Menſch, Gregor, und ein ungewöhnlich kluger und nicht minder verwegener, Alexei, befand. Dieſer geſcheite Erobererkopf und dieſes ſchöne Draufgängergeſicht faſzinierten mit ihrem Willen und ihrem Temperament ihr ganzes Regiment, und wenn erſt noch die drei andern Orloffs wie eine Bekräftigung hinter Alexei und Gregor traten, dann gab es nichts, was die Fünfe bei ihren Kameraden nicht hätten durchſetzen können. Dieſe Orloffs zu durchſchauen und ihre Abſichten brach zu legen, war wahrhaftig keine kleine Sache, und man begreift, daß Peter dieſe Miſſion nur einem erprobten Mann wie Herrn Perſilioff übergab. Denn wenn Peter auch von ſo nebenſächlichen Dingen wie z. B. der ruſſiſchen Geſchichte nur wenig wußte, ſo erinnerte er ſich doch wohl noch von ſeiner ſeligen Tante her, was ergebene Garden gerade in Rußland vermögen, obgleich er niemals ernſthaft glaubte, daß eine Erhebung gegen ihn im Werke ſei.

Da die Orloffs nun dem ausgezeichneten Herrn Perſilioff übergeben ſind, mag Peter ruhig und fröhlich mit allen Würdenträgern und auswärtigen Geſandten den Friedensſchluß mit Preußen durch das ſchon erwähnte Feſtmahl feiern. Wie es Sitte iſt, ſchmauſt und zecht man von einem Tag zum andern, und ein Hofberichterſtatter hätte offiziell gewiß zu melden gewußt, daß die glänzende Ver-

anstaltung in würdigster und harmonischster Weise verlaufen sei. Leider aber gab es doch einen kleinen, noch dazu recht peinlichen Vorfall, den Peter selbst veranlaßte. Und das kam so: ehe er auf das Wohl des Königs von Preußen trank, leerte er sein Glas auf die kaiserliche Familie und bemerkte, daß bei diesem Trinkspruch seine Gemahlin sich nicht erhob. Sofort schickte er einen Adjutanten, um sie fragen zu lassen, warum sie nicht aufstehe, wenn er das Wohl der kaiserlichen Familie ausbringe. Die Zarin entgegnete ruhig, daß die kaiserliche Familie ja nur aus ihrem Mann, ihr selbst und ihrem Kinde bestehe, und daß sie es also für überflüssig gehalten habe, sich zu erheben. Peter ließ ihr sagen, ob sie denn nicht wisse, daß zur kaiserlichen Familie auch seine beiden Onkel, die Prinzen von Holstein, gehörten, und weil Katharina nicht gleich zu begreifen schien, wieso zwei auswärtige Onkel plötzlich zur Zarenfamilie gehörten, schrie ihr Peter angesichts von hundert und aberhundert Menschen über den ganzen Saal hin ein Schimpfwort zu, daß ungefähr unserem „dumme Gans" entspricht. Eine peinliche Stille folgte diesem Ausbruch kaiserlicher Roheit, und Katharina, die doch selten genug die Fassung verlor, war so bestürzt, daß ihr die Tränen übers Gesicht liefen, ohne daß sie's hindern konnte. Ihre Fassungslosigkeit dauerte aber nur eine Minute, in der nächsten sagte sie sich schon wieder, daß der Mensch wenigstens äußerlich lustig sein müsse, und sie wandte sich an den neben ihr sitzenden Grafen Stroganoff, bat ihn, ihr etwas recht fröhliches zu erzählen, damit sie lachen und die Andern rundum den Eindruck dieser Szene vergessen machen könne. Stroganoff

tut's, Katharina lacht, die betretene Stimmung ringsum weicht, und das immer lauter werdende Lärmen und Toben des wilden Festes überdröhnt die Wirkung des Schimpfwortes und das gezwungene Lachen der Kaiserin. Nach einer Stunde denkt schon niemand mehr an das absonderliche Begebnis, nur die fremden Gesandten, die gerade solch pikante Vorfälle gern für ihre Regierungen oder ihre Memoiren aufschreiben, rücken ungeduldig auf den Stühlen, weil sie's gar nicht erwarten können, dies Histörchen mittels Tinte und Feder der Nachwelt aufzubewahren. Sonst aber denkt niemand mehr daran, wirklich gar niemand . . . —

Am 24. Juni verließ Peter Petersburg, um sich mit der Woronzoff zu kurzem Aufenthalt nach Oranienbaum zu begeben, während Katharina ihr Sommerquartier in Peterhof bezog, um dort am 29. Juni mit dem teuern Gatten dessen Namenstag zu feiern. Er kam mit großem Gefolge (darunter Elisabeth Woronzoff und sechzehn andere Hofdamen!) nachmittags gegen 2 Uhr an und war, wie seine Umgebung, etwas erstaunt, daß nicht das übliche Lakaienspalier ihn erwartete, sondern erschreckte Diener mit ratlosen Gesichtern ihm entgegen kamen. Was sie auf seine barschen Fragen hervorstotterten, klang so unglaublich, daß Peter seinen Ohren nicht traute, aber das war sicher, daß die Kaiserin sich nicht sehen ließ und daß sie auch nicht aufzufinden war, obschon Peter wie ein Rasender in Schloß und Garten umherstürmte, jeden Winkel, jeden Busch durchsuchte, gerade als ob es Katharina auf ein neckisches Versteckspiel angekommen wäre! Da mußte Peter endlich glauben, was ihm so unglaubhaft

erſchien und was er ſoeben durch einen Vertrauensmann aus der Hauptſtadt beſtätigt erhielt: Katharina war ſeit dem Morgen in Petersburg und hatte ſich dort zur Kaiſerin ausrufen laſſen. Peter hörte und begriff nicht. Wie war es denn möglich, daß die Orloffs ihn ſo übertölpelt haben ſollten, nachdem doch ſein Adjutant ſie überwacht und das untrügliche Mittel gefunden hatte, ſie unſchädlich zu machen?! Das untrügliche Mittel des Herrn Perſilioff hatte nämlich darin beſtanden, daß er mit den Orloffs, vorzüglich mit Gregor, die Nächte durch trank und ſpielte, und dabei leider nur nicht bemerkte, daß Alexei in der letzten Nacht plötzlich verſchwunden war! Dieſe Kleinigkeit war dem wein- und würfelfrohen Aushorcher entgangen, und darum ſtand Peter jetzt ratlos da und wunderte ſich nachmittags über die Dinge, die in Peterhof vorgegangen waren, als kaum die Sonne über die Dächer ſtieg ...

Die Geſchichte dieſes Junimorgens iſt in ihren Vorausſetzungen ebenſo einfach, wie ſie weittragend in ihren Folgen war. Um 5 Uhr früh trat Alexei Orloff (Gregor ſpielte ſicher noch mit Herrn Perſilioff!) in das Schlafzimmer Katharinas und weckte ſie mit den Worten: „Stehen Sie auf, alles iſt bereit, um Sie zur Kaiſerin zu proklamieren!“

Sie war natürlich nicht überraſcht, denn der Staatsſtreich war ja ſeit langem, wenn auch nur in flüchtigen Umriſſen geplant, aber ſie wollte doch wiſſen, warum er ſich gerade heute, wo man Peter hier erwartete, vollziehen ſollte. Alexei hielt ſich nicht mit langen Erklärungen auf, ſagte ihr nur, daß einer der Mitverſchworenen plötzlich verhaftet

worden und also höchste Eile vonnöten sei. Da wirft Katharina hastig ihre Kleider um, besteigt mit einer Kammerfrau und einem Diener den Wagen, den Alexei als Kutscher lenkt, und jagt dahin nach Petersburg, wie einst Fiekchen von Stettin aus dahinjagte. Damals galt es Großfürstin, heute aber gilt es Kaiserin zu werden! — —

Nahezu ein halbes Jahr hatten sich Katharina, die Orloffs, die Fürstin Daschkow und noch eine Handvoll anderer, gewiß nicht unbedeutender Menschen mit dem Plan dieses Staatsstreichs beschäftigt, aber als er nun zur Ausführung kam, merkte man allseits mit Staunen, vielleicht auch mit ein wenig Herzklopfen, daß er gar nicht in den Einzelheiten oder auf die Wirklichkeit ausgearbeitet war. Die schöne Redensart „unvorbereitet wie ich mich habe," läßt sich in vollem Umfang hier anwenden; denn mit dem Weckruf Alexeis und mit dem Wagen, den er mitgebracht hatte, waren die Hauptvorbereitungen erschöpft, so daß dieser ganze Staatsstreich eigentlich von Improvisation zu Improvisation ging und nur glückte, weil man als Bundesgenossen den allgemeinen Widerwillen gegen Peter und auch dessen eigene Unschlüssigkeit hatte. Dies war aber ja gerade die Art von Glücksspiel, die der verwegene Sinn Katharinas liebte, und darum saß sie in ihren hastig übergeworfenen Kleidern und mit dem nur in aller Eile aufgesteckten Haar wohl erregt aber nicht erschreckt in der Kutsche, sah mit großen, glänzenden Augen und einem köstlichen kleinen Erwartungsfieber in das morgendliche Land hinein, über dem noch der Frieden der Nacht schwebte und das nicht ahnte, daß es der Schicksals-

wagen Rußlands war, der jetzt an seinen taubeschwerten Halmen und seinen wogenden Feldern vorüberfuhr. Unterwegs traf man einen Bekannten: Herr Michel war's, der Friseur der Zarin, der heute wie an jedem Morgen nach Peterhof kam, um die allerhöchste Frisur künstlerisch zu gestalten. Er fiel fast auf den Rücken, als er zu so zeitiger Stunde Ihre Majestät auf der Landstraße erblickte, noch dazu unfrisiert, mon dieu! so unfrisiert, wie niemals eine Dame in Versailles sich auf der Straße zeigen würde! Herr Michel, der natürlich aus Frankreich war, dachte sicher im stillen, daß sich die deutsche Unkultur doch nie ganz verleugnen lasse, selbst wenn sie eine Zarenkrone trägt, und er war gewiß sehr froh, als die Zarin ihn einsteigen hieß und mit nach Petersburg nahm. Er hoffte vielleicht, daß sie es in Rücksicht auf ihre Staatsstreichfrisur tat (denn so unfrisiert konnte sie doch unmöglich vor das Volk hintreten!), aber es geschah wohl nur, um ihn und seine gallische Schwatzhaftigkeit nicht vorzeitig nach Peterhof kommen zu lassen.

Die Entfernung zwischen Petersburg und Peterhof betrug etwa 30 Kilometer; Alexei, obgleich der klügste seiner Brüder, hatte nicht daran gedacht, Relaispferde zu bestellen. So mußte man, da die armen Gäule bald ermatteten, mit einem Bäuerlein, das gerade des Weges gefahren kam, um seine Mähren handeln, damit der Schicksalswagen Rußlands nicht auf der Straße liegen blieb, sondern endlich von Bauernrossen gezogen nach Petersburg kam oder vielmehr bis etwa 5 Kilometer vor die Stadt, wo schon fiebernd vor Ungeduld Gregor und Fürst Bariatinski die kaiserliche Frau mit einem

Wagen erwarteten. Rulhière, der französische Gesandtschaftsattaché, der späterhin Katharina noch viel Kopfzerbrechen verursachte, schildert in seinen Aufzeichnungen die Ankunft in Petersburg bündig und drollig mit folgenden Worten: „So kam Katharina, um als Alleinherrscherin das größte Reich der Welt zu beherrschen, zwischen sieben bis acht Uhr morgens an. Sie hatte sich auf die Versicherung eines Soldaten hin in Bewegung gesetzt, wurde gefahren von Bauern, geführt von ihrem Geliebten, begleitet von ihrer Kammerfrau und ihrem Friseur."

Es gibt Bilder, welche die Huldigung der Garderegimenter wie überhaupt den ganzen Staatsstreich sehr pathetisch und pompös darstellen, aber in Wahrheit konnte weder von Feierlichkeit noch von einer großen Volksbewegung die Rede sein. Die Orloffs alarmierten zunächst das Ismailowsche Regiment, ließen die Trommeln rühren und Branntwein an die Soldaten verteilen, die, vom Alarm verwirrt, vom Namen Orloff fasziniert, vom Alkohol erhitzt, ohne Zögern riefen: „Es lebe die Kaiserin!" Das Preobrasenskische Regiment leistete zuerst Widerstand und schien für eine Weile den Sieg des Tages zu gefährden, schloß sich aber schließlich den andern an, und wenn auch Simon Woronzoff, der eine Kompagnie der Preobrasenskischen kommandierte, seinen Degen lieber zerbrach, als daß er ihn für Katharina hob, so war dies nur mehr ein äußeres Zeichen der Abwehr, das keine Folgen mehr haben konnte. Nun hastete Katharina mit ihren Getreuen zur Kirche der heiligen Muttergottes von Kasan, wo Panin sie mit dem

kleinen Paul erwartete, der noch sein Nachtmützchen auf dem Kopfe trug. Ein Pope wurde herbeigeschleppt, hob das Kreuz, segnete die neue Herrscherin, vor der alsbald das herbeigeflutete Volk in die Knie sank. Im Palast fanden sich dann auch die Synode und der Senat ein (den Katharina nun doch trotz der Ermahnung ihres Vaters „aigrierte"!), denn sie waren es gewohnt, stets den Weg zu gehen, den die Garderegimenter bezeichneten, und leisteten ohne weiteres den Treueid. Sehr drollig, beinahe wie der selige Hofmarschall von Kalb, muß sich im Lärm und in der Bedeutung dieses Tages der Kanzler Woronzoff ausgenommen haben, der, als wäre nichts geschehen, im Palast vorsprach und die Kaiserin fragte, warum sie denn Peterhof verlassen habe. Weder die Liebe zu seiner Tochter, noch das zerbrochene Schwert seines Sohnes hielt ihn übrigens ab, der Kaiserin Treue zu schwören.

So war denn der Staatsstreich trotz seiner mangelhaften Vorbereitungen gut und im ganzen friedlich verlaufen, und Katharina durfte in dieser ersten Nacht ihrer Herrschaft ruhig schlafen. Allerdings war erst die Hälfte dessen geschehen, was geschehen mußte, denn morgen sollte ja Peter überwältigt und zur Abdankung gezwungen werden. Weil sie nicht ahnt, was die kommenden Wochen bringen, weil auch die Überwältigung Peters nur wieder eine Improvisation ist, stellt sich Katharina am nächsten Morgen voll frohen Mutes an die Spitze ihrer Truppen, um Peter entgegen zu ziehen. Sie trägt die Uniform des Garderegiments zu Fuß, die ihr der Graf Stroganoff geliehen, auf den

gelösten, nur von einem Band gehaltenen Haaren die hohe Bärenmütze, von der ein grüner Eichenzweig leuchtet. So galoppiert sie rittlings auf einem Tigerhengst, neben sich in ähnlichem Aufzug die herbeigeeilte Fürstin Daschkow, hinter sich 15000 Soldaten. Alles ist fröhlich und voll Zuversicht, und alle hoffen, Peter in Peterhof zu treffen und zur Abdankung zu zwingen ... —

Peter hatte sich inzwischen auf das Drängen des Generalfeldmarschalls Münnich entschlossen, nach Kronstadt zu segeln, um diesen wichtigen Platz zu halten und von dort aus weitere Operationen zu machen. Peter legte zu diesem Zweck seine holsteinische Galauniform an und schiffte sich mit einem großen Gefolge, darunter zahlreiche Damen, nach Kronstadt ein. Aber der Admiral Galizin, einer der Getreuen Katharinas, war ihm schon zuvorgekommen, so daß ihm die Landung mit den Worten: „Es gibt keinen Kaiser mehr" verweigert wurde. Nun schlug Münnich vor, man solle nach Reval übersetzen, um von dort mit holsteinischen Regimentern das Land zurückzuerobern, ein Plan, der gewiß mehr Aussichten hatte zu gelingen, als zu scheitern. Peter aber, der schon sehr schwer zur Fahrt nach Kronstadt zu bewegen gewesen war, setzte jetzt allem Drängen des tapferen Münnich den passiven Wiederstand des Neurasthenikers gegenüber. Er wollte nicht nach Reval, nicht zu den Holsteinern, die er sonst so zärtlich liebte, er wollte jetzt nur nach Oranienbaum zurück, von dem er erst gestern früh aufgebrochen war. Hier erfuhr man, daß Katharina mit Truppen von der Hauptstadt her ihrem Gemahl entgegenmarschierte, und obgleich man in Oranienbaum nicht

wußte, wie die Garderegimenter darauf brannten, an den holsteinischen alles zu vergelten, was ihnen von Peter und Peters Verächtlichkeit angetan worden war, so machte die Nachricht von diesem Anmarsch doch solchen Eindruck auf Peter, daß er Katharina einen Parlamentär entgegen schickte, der ihr die Hälfte der Krone und Macht anbot. Katharina ließ sich selbstverständlich auf keine Verhandlungen ein, vermutlich weil sie ihren Mann eben besser kannte als der männliche Münnich, der Peter zuredete, doch wenigstens als Kaiser zu sterben, wenn er schon nicht als Kaiser leben könne. Peter war ganz unfähig, sich zu diesem Pathos der Empfindung zu erheben, und unterzeichnete daher ohne allzulanges Besinnen seine Abdankungsurkunde. Er betrug sich auch jetzt ganz kindisch, weinte bitterlich und verlangte als einzige Gnade, daß man Elisabeth Woronzoff bei ihm lasse. Panin, der mit ihm verhandelte, sagte späterhin: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genötigt gewesen bin, ihn zu sehen. Ich fand ihn Tränen vergießend, und während Peter meine Hand zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, warf sich seine Maitresse auf die Knie, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen. Er verlangte nichts, als das; nicht einmal, die Kaiserin zu sehen."

So hatte Katharina auch am zweiten Tag mühelos und scheinbar vollständig gesiegt. Man hielt nun kurze Rast in Peterhof und zog dann feierlich in Petersburg ein, während Elisabeth Woronzoff nach Moskau geschickt und Peter unter dem Geleit Alexei Orloffs nach dem Landgut Ropscha gebracht wurde, wo er bleiben sollte, bis

man in Schlüsselburg Gemächer für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte. Wunderbar glücklich war bis zu dieser Stunde alles verlaufen, und doch begann in eben dieser Stunde sich an Katharina das tragische Schicksal der Eroberer zu erfüllen, das die Tat stärker wird als sie selber und sie mit sich fortreißt, zu Untiefen, an die sie nie gedacht haben. Sicher haben Katharina und die Orloffs zu Anfang nichts anderes gewollt, als Peters Krone, jetzt aber, da man den Entthronten nach Ropscha abführte, trat riesengroß und schreckhaft die Frage auf: „Was soll aus ihm werden?“ Gewiß, man konnte ihn zunächst in Ropscha und dann in Schlüsselburg gefangen halten, genau so, wie Elisabeth Iwan in Schlüsselburg gefangen hielt, — aber war es auf die Länge wirklich möglich, zwei Zaren in Schlüsselburg zu halten, einen Enkel und einen Neffen Peters des Großen, während eine Deutsche auf dem Thron von Rußland saß? Hatte doch schon Elisabeth ihr ganzes Leben lang vor dem Kind in Schlüsselburg gezittert, und dabei war dies Kind, als man es seiner Rechte beraubte, eben doch nur ein Kind gewesen, war im Lauf von zwanzig Jahren in Vergessenheit geraten, so daß keiner von der heutigen Generation es von Angesicht zu Angesicht kannte oder mit ihm gesprochen hatte. Peter aber war unter den Augen des Volkes vom Knaben zum Manne herangewachsen, war Zar gewesen, hatte den Segen der Kirche, den Eid der Truppen empfangen, — wer war verblendet oder vermessen genug zu wähnen, daß für alle Zeit alles Erinnern, alle Treue für das Blut der Romanows sich von ihm abgewendet habe, um einer fremden Frau zu

dienen? Heute freilich jubelten ſie Katharinen zu, und die Soldaten verbrannten hohnlachend die preußiſchen Uniformen, die Peter ihnen aufgezwungen hatte, wer aber konnte ſagen, wie die Stimmung in Wochen, in Monaten oder in Jahren war? Wer konnte ſagen, ob nicht im Lauf der nächſten Zeit ſchon ein Aufſtand ſich für Peter erhob und glückte? Niemand konnte es ſagen, jeder aber wußte, welches Los dann der Kaiſerin beſchieden ſein würde. Der Henker oder das Kloſter, — ein Drittes gab es nicht. Oder gibt es noch ein Drittes? Da beginnt zwiſchen den Augen der Katharina und denen des Alexei Orloff ein ſchwüles Frage- und Antwortſpiel.

„Mütterchen, was ſoll mit Peter geſchehen?“

„Frage mich nicht, ich weiß es nicht! Oder weißt Du es, Alexei?“

„Ich weiß es wohl, und Du weißt es auch —“

„Nein, nein, Alexei, ich weiß es nicht und will's nicht wiſſen. Hörſt Du, ich will's nicht wiſſen!“

„Wenn es aber ſein muß —?“

„Ich waſche meine Hände in Unſchuld, Alexei, ich weiß nichts, und ich gebe Dir keinen Befehl!“

Am 17. Juli ritt Alexei Orloff, der von dem nahegelegenen Ropſcha nach Petersburg gekommen war, wieder zu dem entthronten Zaren zurück. Doch ſchon am nächſten Tage traf er, vom heftigen Ritt mit Staub und Schweiß bedeckt, abgehetzt, flackernden Blicks im Petersburger Schloß wieder ein und begehrte ſogleich die Kaiſerin zu ſprechen, die eben Geſellſchaft hatte. Katharina erſchrak, als ſie ihn erblickte, erſchrak noch mehr, als er meldete, daß der Zar plötzlich geſtorben ſei. Geſtorben an

einem Blutſturz oder an Hämorrhoiden oder an irgend einem Übel, an dem man in Rußland ſehr leicht ſtirbt. — — Sie mußte ihm wohl anmerken, daß er nicht die ganze Wahrheit ſagte, im Augenblick aber wagte ſie nicht nach Einzelheiten zu fragen und erfuhr alſo erſt ſpäter, daß Alexei Orloff im Verein mit einigen andern Peter erdroſſelt hatte. Erſchrocken und ihrer ſelbſt nicht ſicher, wie ſie war, ließ ſie Panin rufen und fragte ihn, was jetzt zu tun ſei. Panin, der genau wie Katharina wußte, welch üblen Verdächtigungen die Kaiſerin durch dieſen jähen Tod preisgegeben wurde, riet ihr, die Kataſtrophe von Ropſcha heute noch geheim zu halten und erſt morgen zu veröffentlichen, wenn man alles genau bedacht und erwogen. Katharina fand, daß er recht hatte, ging wieder zu der Geſellſchaft zurück, die ſie verlaſſen hatte, und zwang ſich mit ihrer großen Selbſtbeherrſchung Unbefangenheit und gütiges Lächeln ab. Doch während ſie abends am Spieltiſch ſitzt, ſcheinbar ganz verſunken in Kartenglück und -neid, iſt's ihr plötzlich, als ob ſich die ſtrahlenden Lichter des Saals verdunkelten, und ein Fröſteln befällt ſie, daß ſie nicht wagt, ſich umzuwenden. Sie weiß, daß hinter dem Spieltiſch, über die Lehne ihres Seſſels gebeugt, jetzt das Geſpenſt in der holſteiniſchen Uniform ſteht, das ſie nie mehr verlaſſen wird. —

7.

Der Tag, an dem im Kreml zu Moskau der Metropolit das heilige Salböl auf Katharinas Stirn träufelte, iſt nicht der erfolgreichſte, wohl aber der glänzendſte ihres Lebens geweſen. Denn an

dieſem Tag wurde das faſt unglaubliche Märchen ihrer Jugend laut und feierlich als Evangelium verkündet: die kleine deutſche Prinzeß, in der auch nicht ein Tropfen ſlawiſchen Blutes ſchlug, war jetzt Alleinherrſcherin über Rußland. Vergeblich hatte Panin im Intereſſe des kleinen Paul zuerſt nur eine Regentſchaft, ſpäterhin eine Regierung, die mit der Mündigkeit Pauls aufhören ſollte, angeſtrebt. Katharina läßt ſich, da es um die Macht geht, auf kein Handeln und Paktieren ein. Hat ſie doch mit angeſehen, wie unſicher und grauenhaft das Los von Regentinnen und minderjährigen Zaren ſein kann, und iſt darum feſt entſchloſſen, ſich vom Exempel der vertriebenen Anna Leopoldowna und des Kindes in Schlüſſelburg warnen zu laſſen. So wird ſie denn ohne jeden Vorbehalt gekrönt, als wäre ſie eine Romanow, und iſt nun Herrin des Brachlandes, auf das ſie achtzehn Jahre lang gewartet hat und über deſſen jungfräulichen Boden erſt vor einem Menſchenalter Peter der Große mit ſäender Hand ſchritt, um die Samenkörner weſtlicher Kultur auszuſtreuen.

Fünfzehn Jahre zählte Fiekchen, als ſie von Stettin auszog, und zweiunddreißig, als ſie die Krone Rußlands erſtritt und empfing. In den Dreißigern pflegen ſonſt wohl die Frauen langſam den überſchwenglichen Träumen Lebewohl zu ſagen, lernen an die Wirklichkeit glauben und begreifen die Unvollkommenheiten der menſchlichen Natur. Katharina aber — ein ſeltſames und rührendes Schauſpiel! — träumt jetzt ihren erſten Traum. O, nicht ein ſentimental-verworrenes Gebilde, in dem Liebe und ein paar Männeraugen die Hauptrollen

ſpielen, ſondern den ſüßen, berauſchenden Traum, den faſt alle großen Herrſcher einmal geſponnen haben, — den Traum von Menſchenfreiheit und von Völkerglück. Man hat Katharina ſo oft nachgerühmt oder auch vorgeworfen, daß in ihrem Charakter, in ihrem Weſen etwas Männliches lag, man hat dieſe Männlichkeit, je nachdem, in ihrer Willensſtärke oder in ihren Ausſchreitungen erblicken wollen, und doch offenbart ſich das Männliche ihrer Art am klarſten und ſchönſten darin, daß dieſe junge Frau, die ſtets ſo unromantiſch, ſo ganz auf die Realität der Dinge geſtellt war, romantiſch und überſchwenglich wurde, als ſie zuerſt Los und Geſchick des ihr anvertrauten Volkes bedachte. Es mußte ſchon ein Großes ſein, daß die ſchwerbewegliche Phantaſie dieſer Stettinerin entzündete, und groß über alle Maßen war die Aufgabe, die jetzt ihrer harrte. Katharina aber in ihrem fröhlichen Wagemut traut ſich zu, alles zu vollenden, was man von ihr und was ſie von ihrem Volk erwartet, denn nicht umſonſt hat ſie Voltaire und Montesquieu geleſen, nicht umſonſt hat Rouſſeau ihr verkündet: „Der Menſch iſt frei geboren, und doch liegt er überall in Feſſeln.“ Sie wird ihrem Volk Liebe, Wohlſtand, Bildung ſchenken und das höchſte von allem, — die Freiheit. So träumt ſie mit dem köſtlichen Unverſtand junger Fürſtenköpfe und geht auch unverzüglich daran, ihre Träume in die Wirklichkeit umzuſetzen. Sie wäre keine Schülerin moderner Philoſophen, wenn ſie nicht davon träumte, den Volkswillen zu ehren und in die Macht einzuweihen, und ſie wäre keine richtige Herrſcherin geweſen, wenn ſie nicht begriffe, daß der höchſte Ruhm eines Fürſten, eines Landes eine weiſe Geſetz-

gebung ist. So setzt sich denn diese junge Frau, die Grimm späterhin mit hübschem, bewunderndem Spott die Allerweltsschulmeisterin nennen wird, hin und entwirft ein Gesetzbuch, in dem sich neben Absurditäten aller Art auch die für Katharinas Zeit und Reich gewiß nicht gewöhnlichen Worte finden: „Die Völker sind nicht um unsretwillen da, sondern wir, die Herrscher, um unsrer Völker willen.“ Wie der Entwurf zu Ende gediehen ist, ruft Katharina eine Volksvertretung ein, die ihn beraten soll, denn sie glaubt allen Ernstes, daß eine gesetzgeberische Volksvertretung möglich sei in einem Land, das von Analphabeten wimmelt, in dem selbst die obersten Gesellschaftsschichten nur einen flüchtigen Firnis von Bildung haben, in dem keine blasse Ahnung vom Wesen der Freiheit oder von eingebornen Menschenrechten vorhanden ist, in dem man Leibeigene behandelt wie Sklaven, Menschen kauft und verkauft wie Ware, das, um es mit einem Wort zu sagen, sich noch schlaftrunken in asiatischer Nacht wälzte und erschreckt die blinzelnden Augen vor der Morgenröte westlicher Kultur schloß, die ihm der große Peter so unversehens und heftig hatte aufgehen lassen.

Man kann sich vorstellen, wie der Versuch mit der gesetzgebenden Körperschaft ausfiel. Einzelne Stände und Provinzen schickten überhaupt keinen Vertreter, weil sie gar nicht wußten, was für ein Recht man ihnen da plötzlich zuerkannte, und weil sie es, wenn man ihnen den Sachverhalt erläuterte, lästig und überflüssig fanden, sich um Dinge zu bekümmern, die von jeher vom Väterchen Zar ausgedacht und anbefohlen worden waren. Und die Abgeordneten,

die zusammentraten, waren kaum anderer Meinung, denn sie beschäftigten sich in den langen und zahlreichen Sitzungen mit allen möglichen Nebensächlichkeiten, nie aber mit den Fragen und Interessen, die sie beantworten oder vertreten sollten. Zunächst berieten sie stundenlang, welchen Huldigungstitel man für die Zarin wählen solle, schlugen so lächerliche Byzantinismen vor, daß selbst Katharinas große Eitelkeit (Potemkin riet den Gesandten: „Schmeicheln Sie ihr, Schmeichelei ist ihre schwache Seite!") angeekelt war, und als dieser für eine gesetzgebende Vertretung nicht gerade würdige Gegenstand erledigt war, hörte Katharina, die ungesehen auf der Galerie der Versammlung anwohnte, daß unter den Herren sich eine eifrige Debatte über — — den Gebrauch einer Frostsalbe entspann! Von dem neuen Geist, mit dem Katharina die Gesetze erfüllen und das Los des Volkes verbessern wollte, verstand diese Vertretung gar nichts und verwarf daher so ziemlich alles, was Erkenntnis und Humanität der Kaiserin in die Feder diktiert hatte. Der Vorschlag, die Tortur abzuschaffen und die Todesstrafe einzuschränken, begegnete dem Jammergeschrei, daß bei so milder Justiz kein Mensch in Rußland mehr seines Lebens sicher sei, und der schöne Lieblingsgedanke Katharinas, den sie schon bei ihrem Einzug in dies Land gefaßt hatte und der sie noch für Jahrzehnte beschäftigen wird — die Aufhebung der Leibeigenschaft —, konnte keinen Anwalt in einer Körperschaft finden, in der eben die Leibeigenen nicht durch einen Abgeordneten vertreten waren. Damals zeichnete Katharina jene Worte voll tiefer Bitterkeit auf, denen man ebenso

ſehr die adeligen Empfindungen ihrer Jugend, wie auch ſchon die Menſchenverachtung ihres Alters anmerkt: „Wenn es nicht möglich iſt, den Perſonenſtand eines Sklaven anzuerkennen, ſo iſt er alſo kein Menſch. Nennt ihn alſo ein Tier, denn damit werdet ihr euch in der ganzen Welt viel Ruhm und den Namen wahrhaft humaner Männer erringen ... Das Geſetz der Sklaverei beruht auf einem ehrlichen Vertrag von Tieren für Tiere.“ Schließlich wurde Katharina all dieſes Unverſtandes und dieſer Verſchleppungen müde, und die Volksvertretung endete, wie ſeitdem in Rußland die Volksvertretungen noch manch liebes Mal geendet haben: ſie wurde unter einem billigen Vorwand heimgeſchickt. Viele der Abgeordneten hatten ſchon gleich zu Beginn der Sitzungen das goldene Abzeichen, das ſie in ihrer Eigenſchaft als Deputierte tragen ſollten, um bares Geld verkauft, und die andern, die es bis jetzt noch behalten hatten, durften es nun mit ruhigem Gewiſſen dem Trödler geben, denn trotz aller ſchönen Verſprechungen, die man ihnen mit auf den Heimweg gab, wurden ſie nie mehr zuſammenberufen ...

Katharina war zunächſt wohl etwas enttäuſcht über dies klägliche Ende ihres Traumes vom ſouveränen Volkswillen, aber klar, reſolut und fröhlich, wie ſie immer geweſen, begriff ſie ſchnell, daß es gar viele Methoden gibt, um Glück zu ſpenden, und weil ſie trotz aller augenblicklichen Humanitätsgefühle ſehr gern herrſchte und befahl, wurde es ihr nicht ſchwer, neue Verſuche mit der Kultivierung ihres weiten Brachlandes zu machen, Furche auf Furche in den jungfräulichen Boden zu

ziehen, ihn mit frischen Geistesquellen zu überrieseln, die er durstig einschluckte, wenn er auch nicht imstande war, alles aufzunehmen und zu behalten, was die Hand der Kaiserin über ihn hinströmen ließ. Denn dies ist das Charakteristische für Katharinas ganzes Wesen, daß sie alles, was sie will, sehr gründlich will und daß sie, als richtige Deutsche alten Stils, Arbeit, Bildung und Wissenschaft gar nicht hoch genug anschlagen kann. In diesen Seiten ihrer Persönlichkeit durchaus und unerschütterlich deutsch, hat sie auch einen großen Teil ihrer Kulturarbeit durch deutschen Geist und deutsche Hände vollenden lassen, und wie wichtig sowohl ihr eigenes Deutschtum wie das von ihr zum Werk berufene war, dafür sprechen wohl am besten die Worte Waliszewkis, dem man sonst, weiß Gott, keine Deutschenfreundlichkeit vorwerfen kann: „Hüten wir uns, zu schlecht von den Deutschen zu sprechen, wie man es heute nicht ungern in Rußland tut. Ganz zu Unrecht spricht man so von ihnen, denn niemand anders als die Deutschen sind es, die das heutige Rußland gemacht haben. Jawohl, dieses verwaltete, zivilisierte, dem Handel und der Industrie erschlossene Rußland, das Europa allmählich kennen lernt, die Deutschen sind es, die es mit ihren fleißigen Händen gemodelt haben. Sie haben Straßen gebaut, Kanäle gegraben und die Schulen bevölkert. Als Lohnarbeiter, jawohl, als Leute, die man bezahlt und wieder heimschickt, wenn man sie nicht mehr braucht, mag sein! Aber da man ihnen ihr Entlassungszertifikat aushändigt, muß man auch gerecht genug sein, die Dienste aufzuzählen, die sie geleistet haben. Und dann gab es in diesem

weiten Slawenland unter der Regierung Katharinas eine mächtige Persönlichkeit deutschen Ursprungs: sie selbst. Dies jemals zu vergessen wäre eine seltsame Ungerechtigkeit gegen sie und gegen ihr Heimatland."

Mit ihrer Gründlichkeit, ihrem Willen zum Fortschritt und mit dem großen Glauben an sich und an Rußland, lebt Katharina nun für Jahre dem friedlichen Teil ihres Herrscherprogramms: der Kulturarbeit. Da die Volksvertretung versagt hat, wird Mütterchen Zarin wieder allein die Zügel führen, und sie tut es wahrhaftig nicht schlechter als der große Peter, dem sie in gewissen Zügen so ähnlich ist, obschon kein Tropfen seines Blutes in ihren Adern fließt. Die Tortur wird nun doch abgeschafft, auf den von Peter III. eingezogenen Kirchengütern werden etwa 1 000 000 Leibeigener gegen ein geringes Lösegeld befreit, Städte und Kanäle werden gebaut, öde Strecken Landes in Ackergut verwandelt, Handels-, Artillerie- und Genieschulen werden errichtet, Volksschulen geplant; Akademien für Bergbau und schöne Künste wachsen neben Universitäten empor, und den Findelhäusern gesellt sich ein Stift für junge Damen, von dem Katharina vielleicht träumt, daß es dereinst Saint-Cyr gleichkommen sollte, und von dem die Landgräfin Karoline von Hessen ausführlich und entzückt an ihre Mutter berichtet und mit den Worten schließt: „Kaum irgend etwas anderes hat mir einen so starken Eindruck gemacht, wie diese Gründung, — die künftigen Generationen werden einst den Nutzen davon haben." Dies Stift war insofern bemerkenswert, als es nicht nur für adelige Fräulein

berechnet war, sondern auch in besonderen Abteilungen bürgerliche Mädchen erzog und alle, ohne Unterschied, nicht nur in geistigen oder künstlerischen Lehrfächern unterrichtete, sondern auch in allen Hausarbeiten unterwies, vom Waschtrog angefangen bis zu den Vollendungen der Küche. In diesem Punkt war das Fräuleinkloster Katharinas dem Prinzessinnenstift der Frau von Maintenon weit überlegen, denn es verkörperte schon den modernen Gedanken, der aus der Frau nicht nur eine Salonpuppe machen will, sondern auch ein Wesen, das seinen eigensten Bezirk gründlich versteht. Allerdings war es peinlich, daß späterhin die Klassen dieses Stifts die wechselnden Günstlinge Katharinas zum Geburtstag überschwenglich beglückwünschen, ansingen und mit Handarbeiten beschenken mußten, aber das, was wir heutzutage Moral nennen, stand ja an allen Höfen rundum nicht hoch im Preis, und auch „die große Landgräfin" hatte offenbar an dem Stift nichts auszusetzen.

Unermüdlich arbeitet Katharina an der Wohlfahrt ihres Reiches, und der Frieden, der dem Siebenjährigen Kriege folgte, begünstigt alles, was sie unternimmt. Wohl hat nicht sie, sondern Peter III. damals diesen übereilten und unpopulären Frieden mit Preußen geschlossen, aber Katharina hält ihn aufrecht, obgleich ihre Sympathien für Herrn Friedrich sehr gering sind und sie gelegentlich mit Emphase vom „preußischen Joch" spricht. Gleichviel, ob sie diesen Frieden aus Staatsklugheit hält oder aus persönlichen Gründen (es heißt, daß sie im Nachlaß Peters III. einen für sie ungemein schmeichelhaften Brief des Preußenkönigs gefunden habe!),

das Land darf nach Jahren der Schlachten und des Blutes wieder aufatmen, lernt wieder Pflug und Egge höher achten als das Schwert. Hoch stehen die Saaten in reichen, schwankenden Halmen, versprechen üppige Ernten, wachsenden Wohlstand des Landes, und neue Träume, die der Kopf der Herrscherin jetzt nach Osten hin spinnt, verheißen einen Gewinn und einen Ruhm, vor dem über ein Kurzes Europens Völker sich staunend verneigen werden. Beglücktes Land, das in erntereichem Frieden seine Erhöhung erwarten darf, beglückte Frau, die über dies kindliche Land herrscht und ihm die Kränze vorbereiten darf, von denen seine Naivität nichts ahnt. Doch über die prangenden Saaten fällt es plötzlich wie ein langer, dunkler Schatten, daß das Volk sich in abergläubischer Furcht und abergläubischer Hingebung zitternd zusammendrängt, und die Kaiserin am Spieltisch erblaßt und mit forcierter Heiterkeit ihre Karten auswirft, weil sie weiß, daß, allen sichtbar, hinter ihrem Sessel wieder das Gespenst in der holsteinischen Uniform steht . . . —

Es ist nicht anzunehmen, daß Katharina sich jemals mit Reue über die Bluttat von Ropscha quälte, zudem sie ja nie eingestanden hat und auch kein vollgültiger Beweis vorliegt, daß sie im wahren Sinn des Wortes eine Mitschuldige Alexei Orloffs war. Über den Erdrosselten wäre sie wohl ruhig, ohne fieberisches Herzklopfen weggeschritten, über den Verdacht aber, der seit dem Tage von Ropscha bis über ihren Tod hinaus auf ihr lag, ist sie niemals, oder wenigstens sehr lange nicht, hinweggekommen, hat sich jahrzehntelang hartnäckig

gegen die Anſchuldigung des Mordes verteidigt und doch nicht einmal, nicht ein einziges Mal das überzeugende Wort, den unwiderſtehlichen Aufſchrei der beleidigten Unſchuld gefunden, die jede Anklage entkräftet und ihr ſelbſt die Makelloſigkeit des Namens zurückgegeben hätten. Vielleicht hat ſie wirklich den Mord weder mit Alexei beredet noch ihn angeordnet, vielleicht iſt ihre Mitſchuld nur eine paſſive geweſen (Friedrich der Große ſchreibt ja zwanzig Jahre nach der Ermordung Peters, daß ſeiner Überzeugung nach die Kaiſerin nichts gewußt habe und von den Tatſachen überraſcht worden ſei!), vielleicht exiſtierte kein Dokument und keine Ausſage, die ſie endgültig hätten belaſten können, — aber bei ſich, in ihres Herzens Herzen wußte ſie, daß ſie die Blutprobe nicht beſtehen konnte, daß ſie nicht an dieſen Leichnam treten durfte, ſollten nicht vor den Augen des entſetzten und höhnenden Europas die Wunden aufs neue bluten. Weil vielleicht ihre Hand, nicht aber ihre Seele rein geblieben war von der düſtern Tat, fand ſie niemals das Wort und die Kraft, die jeden Verdacht zu Boden ſchlagen konnten, und weil ſie hier ſchwach bleiben mußte, ſchlich ihr das Geſpenſt überall nach, ſpukt in ihren Schlöſſern, ſchürt im Volk immer wieder den Aufruhr, ſchleudert ihr durch den Mund fremder Witzbolde böſe Worte ins Geſicht, vergiftet die Phantaſie des kleinen Paul, bis es nach ihrem Tode durch den Sohn eine glänzende und ſchaurige Genugtuung erfährt für das, was ihm durch die Frau geſchehen war.

Katharina wehrte ſich gegen das Geſpenſt, ſo gut ſie konnte und mit allen Mitteln, die ihr zu

Gebote ſtanden. In den Jahren 1763 bis 1774 treten ſieben verſchiedene falſche Peter auf, von denen fünf unter der Knute oder auf dem Richtblock endeten, unter den letzteren auch der berühmte Pugatſcheff, dem es gelungen war, nicht nur einen mächtigen Anhang, ſondern auch ein Heer von 15000 Mann zu ſammeln und den Thron der Stettinerin ernſtlich zu bedrohen. Zwei anderen gelang es zu entkommen und in Verſchollenheit zu enden, und ſo konnte Katharina nach etwa einem Jahrzehnt annehmen, daß ſie vor fremden, jäh auftauchenden Kronprätendenten ſicher war, um ſo ſicherer, als kurz nach ihrem Regierungsantritt der Jüngling in Schlüſſelburg von ſeinen Wärtern, gemäß einem alten Befehl der Zarin Eliſabeth, in eben dem Augenblick niedergemacht wurde, da ſich eine Gruppe Verſchworener für ihn und ſein Thronrecht erhob. Den jungen Iwan und alle Betrüger, die ſich als Peter III. ausgaben, konnte man auf dieſe oder jene Weiſe ins Jenſeits befördern, — was aber kann man gegen das Geſpenſt machen, wenn es nicht als Betrüger auftritt, wenn es in Paris ſitzt und dort die öffentliche Meinung macht oder fälſcht? Katharina, die kluge, in gewiſſem Sinn moderne Realiſtin, weiß ja ganz genau, was die öffentliche Meinung für ein Ding iſt, begreift ſehr gut, daß man mit ihr alles und nichts ohne ſie wagen darf. Und ſie, die Deutſche, die jetzt eben den ruſſiſchen Thron uſurpiert hat, die über den Gatten hinweggeſchritten iſt und den Sohn beiſeite gedrängt hat, ſie, die mit ihrem raſch wachſenden Ehrgeiz den eigenen Namen und Rußlands Größe bis an die Sterne tragen will, ſie braucht jetzt das

Wohlwollen, den Beifall der öffentlichen Meinung mehr als irgend ein anderes gekröntes Haupt. Ist es da nicht zum Verzweifeln, daß Rulhière, der gerade zur Zeit des Thronwechsels der französischen Botschaft in Petersburg attachiert war, in den Pariser Salons ein Memorandum zirkulieren läßt, in dem er genau schildert, wie Zar Peter starb? Was kann man gegen ihn tun? Und was kann man gegen d'Alembert tun, den sie als Erzieher für den kleinen Paul haben möchte und der diese Berufung nicht nur ablehnt, sondern die Ablehnung seinen Freunden auch noch boshaft motiviert: „Ich denke nicht daran, nach Rußland zu gehen. Dort stirbt man ja plötzlich an Hämorrhoiden, und ich leide daran!"

Nun, Katharina hätte nicht die Tochter einer Handelsstadt sein und nicht zwanzig Jahre lang am russischen Hofe gelebt haben müssen, wenn sie nicht geglaubt hätte, daß man alles auf der Welt mit Geld abmachen oder kaufen kann. Darum ließ sie zunächst Herrn von Rulhière eine beträchtliche Summe für sein Memorandum bieten, für die er jedoch höflich dankte. Er ließ sich weder sein Manuskript, noch seine Meinung, noch das Interesse abkaufen, das sämtliche Pariser Salons für seine Petersburger Indiskretionen bezeigten, und weil auch d'Alembert den schönen Posten, den sie ihm angeboten hatte, offenbar nicht hoch einschätzte, so begann Katharina zu merken, daß die deutsch-russische Plumpheit in Geldangelegenheiten bei feineren Geistern nicht am Platze war, daß die Herren in Paris zwar ebenfalls Geld, viel Geld haben wollten, aber nicht blank auf den Tisch gezählt, sondern in

hübsche und geistreiche Atrappen versteckt. Da beginnt denn Katharina jenen großen und intensiven Briefwechsel mit den Dichtern und Philosophen der Enzyklopädie, der um die Kaiserin jenen geistigen Nimbus webte, den sie wohl gar nicht oder nur in zweiter Linie erstrebt hat. Denn gleichviel, ob sie an Voltaire oder an Diderot oder an d'Alembert oder an die Geoffrin oder an die Bielke nach Hamburg schreibt, — niemals oder fast niemals ist es ihr um einen rein menschlichen Austausch von Gedanken und Empfindungen zu tun, immerfort schreibt sie zum Fenster hinaus, teilt in ihren Briefen scheinbar vertraulich oder nebenbei mit, was doch die ganze Welt sobald wie möglich erfahren soll, und richtet sich so ihre Adressaten zu einer Art offiziösem Preßbüro ab. Neben der Verkündigung ihrer neuesten Entschlüsse, Gedanken und Taten empfangen die Pariser auch noch überschwengliche Schmeicheleien und, unter allen möglichen Vorwänden, ansehnliche Geschenke und Dotationen; als Quittung erfolgt ein Hagelwetter von Byzantinismen, von denen die Semiramis des Nordens noch nicht der ärgste ist. Besonders Voltaire, der ja schon die verstorbene Zarin mit Elisabeth von England verglichen hatte, rast geradezu in Dithyramben, wenn er an die Kaiserin schreibt, der er nebenbei natürlich als guter Geschäftsmann auch Genfer Uhren verkauft. So schreibt er denn wohl auf der ersten Seite: „Statt mich mit tiefem Respekt zu unterzeichnen, bete ich vielmehr zu den Füßen Ihrer Majestät an. Der Priester ihres Tempels", und auf der dritten: „Die Preise werden Sie über ein Drittel wohlfeiler finden als in England, und doch

hat man an der Arbeit nichts fehlen lassen.“ Ein andermal, da er sich über den Gesetzentwurf der Kaiserin äußern soll, heißt's: „Lykurg und Solon würden Ihr Werk unterzeichnet haben und vielleicht nicht imstande gewesen sein, es zu liefern.“ Wenn die Orloffs sich impfen lassen, jubelt der Philosoph von Ferney sie an: „Der Herr Graf Orloff geht auf die Jagd, nachdem er sich die Blattern hat einimpfen lassen. So würde Scipio verfahren sein. Alle die Grafen Orloff sind Helden . . .“ Wenn Katharina späterhin Schlachten gegen die Türken gewinnt, greift Voltaire in die Saiten: „Ihre kaiserliche Majestät geben mir das Leben wieder, dadurch, daß Sie es den Türken nehmen.“ Und: „Sie sind gebenedeit unter allen Kaiserinnen und allen Frauen“, und noch aus dem Grab heraus will er auf das Trapez seiner Lobhudelei hüpfen und rufen: „Ich, Voltaire, in Ferney begraben, bete Ihre kaiserliche Majestät als meine Heilige an und rufe: ‚Ehre sei Ihr in der Höhe!‘“

Man kann sich denken, daß er soviel Anstrengungen nicht umsonst machte und daß Katharina ihm nicht nur zahllose Uhren abkaufen, sondern auch immer wieder das Grundmotiv variieren mußte: „Ihre Verse und Ihre Prosa werden nie übertroffen werden. Ich sehe sie als das non plus ultra der französischen Literatur.“ Man kann sich auch vorstellen, wie sie beide spöttisch gelächelt haben müssen, wenn sie diese amüsanten Charakterlosigkeiten stilisierten und die Wirkung auf den Empfänger berechneten, eine Berechnung, die nie trog, weil sowohl Katharina wie Voltaire von geradezu kindischer Eitelkeit besessen waren.

Mit einem einzigen ihrer französischen Korrespondenten ist der Ton nicht auf offiziöse Weiterverbreitung und auf gegenseitige Beweihräucherung gestellt, — mit Friedrich Melchior Grimm. Dieser Regensburger Bürgersohn, der auch in Paris seinen deutschen Geist nie völlig verleugnen konnte und durch die „Korrespondenz", die er herausgab, allen Höfen unentbehrlich war, flößte der Zarin entschieden mehr Vertrauen und auch freundschaftlichere Empfindungen ein als die französischen Herren, deren Rasse sie ja stets geringschätzte. Vielleicht gefiel ihr das Deutsche in Grimm, vielleicht auch, daß er, der zeitlebens ein ungeheurer Adelssnob war, sich ihr anschmiegte wie ein Hündchen und gar keine Gegenleistung an Schmeicheleien verlangte. Mit himmlischer Ergebung nimmt er ihre raschwechselnden Impressionen und Improvisationen entgegen, erfährt heute, daß sich Katharina an Pfirsichen den Magen verdorben hat, morgen, daß sie ihren Sohn verheiraten will, übermorgen, daß ihr Lieblingshund krepiert ist, am vierten Tag, daß sie einen Feldzug plant, und am fünften, daß Marie Antoinette zu viel lacht ... „Mon souffre-douleur" — „mein Sündenbüßer", nennt ihn Katharina scherzhaft in ihren Briefen, spöttelt wohl auch gelegentlich über ihn, daß sie sich gar nicht denken könne, wo er all die Hoheiten auftreibt und ausgräbt, vor denen er scharwenzelt, ist aber aufrichtig besorgt, wenn sie in seinen Briefen irgend einen Kummer oder gar Krankheit wittert, und verträgt sich sogar bei seinen wiederholten Besuchen in Petersburg glänzend mit ihm, während Herrn Diderots gallische Anmaßung dort ein Fiasko erlebte, so daß Voltaire, trotz der

dringenden Einladungen Katharinas, es für geraten hielt, ihnen niemals zu folgen.

Die Briefe Katharinas, soweit sie nicht von offiziellen Formen gebunden sind, spiegeln deutlich ihre ganze Persönlichkeit wider. Sie sind durchaus nicht das, was man geistreich nennt, aber natürlich, frisch, mit treffenden Gedanken und einem gewissen derben Humor durchsetzt, der ein wenig an die liebe Liesselott' von der Pfalz erinnert. Freilich nur ein wenig, denn sie entbehren der Güte und Herzenswärme, die man durch alle groben Worte und Schimpfereien der Palatine durchspürt, verraten vielmehr, was so seltsam anmutet, daß von Katharina wohl Flamme und Lohe, niemals aber, oder wenigstens nicht in ihren jungen Jahren, Frauenwärme ausging. So ist es ihr möglich, gelegentlich in Briefen selbst den Verlust Potemkins, ihres langjährigen, siegreichen Freundes, mit einem burschikosen Wort zu glossieren („wahrhaftig, der Fürst Potemkin hat mir mit seinem Tod einen schönen Streich gespielt!"), und man glaubt ihr aufs Wort, daß sie sich beim Tode ihrer ersten Schwiegertochter nach kurzer Zeit gewaltsam zusammenraffte: „denn ich sagte mir, wenn ich mich gehen lasse, so liegen alle auf der Nase." — Ihr altes Prinzip, daß der Mensch lustig sein müsse, behält eben immer die Oberhand, kann sie leicht behalten, denn Katharina wird immerfort ein hinreißendes Temperament, niemals aber ein hinreißendes oder hingerissenes Herz besitzen. Wer aber wollte es wagen, sie darum zu schelten! Von der Mutter seit ihren Kindertagen kalt, wenn nicht gar hart behandelt, vom Mann mit Liebloſigkeiten und Roheiten gequält, vom

eigenen Kind getrennt, kaum daß sie es in Schmerzen geboren hatte, seit Jahrzehnten darauf angewiesen, jedes bißchen Zärtlichkeit und Freude auf Schleichwegen bei fremden Leuten zu erraffen, stand sie in ihres Lebens Hochsommer da mit einem Herzen, aus dem jede Empfindung gewaltsam ausgerissen, jede zarte Regung grausam ausgebrannt worden war, daß es nichts mehr zu kennen scheint als seltsame Triebe, die sich bald um diesen, bald um jenen ranken, ohne jemals im tiefsten Wesen dieser Frau zu wurzeln. Spät erst, da sie schon an den Gletschern des Alters hingeht, beginnt dies mißhandelte und verhärtete Herz sich zu erschließen und verströmt für die Enkelkinder jene grenzenlose, leuchtende Liebe, die im Leben anderer, kleinerer Frauen dem geliebten Manne gehört.

Seltsam kontrastiert mit diesem Mangel an wahrhafter Güte ihre äußere Freundlichkeit, die auch dem letzten Diener gegenüber nie versagt und die man zu Unrecht als Falschheit oder berechneten Effekt deuten würde. Ihre Freundlichkeit ist eben nicht ein Impuls des Herzens, sondern ein Impuls des Kopfes, der Ausdruck ihres Respekts vor der eingeborenen Menschenwürde, an die sie immer noch glaubt, so wenig sie auch davon in ihrer Umgebung zu sehen bekommt. So wird sie betreten und schamrot, wenn alte Generäle sich nach orientalischer Art vor ihr niederwerfen und mit der Stirn die Erde berühren, so verlangt sie von keinem ihrer Dienstleute jemals irgend etwas, ohne hinzuzufügen: „ich bitte", oder „sei so gut!", und gesteht lachend, daß ihre Köche sie tyrannisieren. (In Petersburg weiß man auf allen Botschaften, daß man nirgendwo so schlecht

ſpeiſt, wie bei der Zarin!) Ihrer Kammerfrau, die ſich täglich beim Morgendienſt verſpätet, hält ſie immer die gleiche Strafpredigt: „Ja glaubſt du wirklich, daß das immer ſo weitergeht?! Paß nur auf, du wirſt heiraten, und dann iſt der Teufel los! Meinſt du denn, daß ſich ein Mann ſo viel Unpünktlichkeit gefallen läßt wie ich?!“ Nicht einmal dem Diener, der ihr die Schreibfedern zurecht ſchneiden muß, ſagt ſie ein hartes Wort, wenn er vergißt, ihr neue auf den Schreibtiſch zu legen, benutzt geduldig die alten, kratzigen, bis er ſich endlich ſeiner Pflicht erinnert und friſche Kiele bringt. Wieviele Federn der läſſige Lakai wohl im Laufe der Jahre für die Kaiſerin zurechtgeſchnitten haben mag? Vermutlich Legion über Legion, denn Katharina war eine der ſchreibſeligſten Frauen, die es je gegeben hat. Sie korreſpondierte ja nicht nur mit den Enzyklopädiſten und anderen bedeutenden Perſönlichkeiten Frankreichs und Deutſchlands, ſondern unterhielt natürlich auch einen ausgebreiteten Briefwechſel mit den verſchiedenartigſten Höfen. Daneben aber iſt ſie auch noch ſchriftſtelleriſch tätig, ſchreibt ganz hübſche, von ihrem derben Humor durchwehte Komödien, die aber keineswegs einem literariſchen Bedürfnis entſpringen oder ein ſolches befriedigen wollen, denn wirklich literariſch iſt Katharina nie geweſen. Sie hat von Goethe und Schiller genau ſo wenig gewußt wie Friedrich der Große, und wenn ſie ſpäterhin fand, daß die Franzoſen keinen Dichter hätten, den ſie Wieland an die Seite ſetzen könnten, ſo entſprang ſolches Urteil vielmehr der Oppoſition gegen „die armen Leute“, als einer beſonderen Wertſchätzung des deutſchen Dichters.

Sie schrieb Stücke, nicht um zu unterhalten, sondern um zu belehren, um den Aberglauben, den mystisch-symbolistischen Hokus-Pokus zu verhöhnen, der gerade in slawischen Gemütern immer fruchtbaren Boden findet und gegen den sich die klare, freigeistige Stettinerin zeitlebens mit Händen und Füßen sträubte. Ihre große Verachtung für den Nachfolger Friedrichs des Großen hängt zweifelsohne mit dessen spiritistischen Neigungen zusammen, und als der dicke Wilhelm sich einmal Christus herbeschwören ließ, schrieb die Kaiserin in ihrer derben Art an Grimm: „Wissen Sie wohl, daß diese Zusammenkunft mit Jesus Christus mich so unterhalten hat, wie schon lange nichts mehr auf der Welt? Wenn ich den Juden kennen lernen könnte (denn sicher war's ein Jude!), der den Heiland gespielt hat, so würde ich gerne sein Glück begründen und nur die eine Bedingung stellen: daß er bei einer zweiten Zusammenkunft dem König eine gehörige Tracht Prügel applizierte und zwar in meinem Namen." Und weil sie mit ihrer ganz auf die Wirklichkeit gestellten Art schnell begreift, daß die Presse ein Hauptfaktor für die Aufklärung und geistige Hebung eines Volkes sein kann, arbeitet sie sogar journalistisch an dem Blatt mit, das Nowikoff herausgibt, ist zeitweise sogar dessen anonymer Chefredakteur.

So vergehen die Jahre in rastloser Tätigkeit, und vor dem immer heller strahlenden Glanz, der sich um Rußlands Thron breitet, scheinen die schattenhaften Umrisse des Gespenstes in der holsteinischen Uniform sich mehr und mehr auflösen zu wollen. Nur wenn man sieht, wie die Orloffs nach einem kurzen Scheinprozeß immer höher steigen, immer

verſchwenderiſcher mit Reichtümern überſchüttet werden, dann denkt man wohl daran, daß die kaiſerliche Frau dieſen Männern noch mehr vergelten will, als die morgendliche Wagenfahrt vom Juni 1763, bei der Alexei der Kutſcher war. . . Nur das Höchſte, was ſie begehren, was insbeſondere der geſcheite und ehrgeizige Alexei für den ſchönen Gregor begehrt — die Heirat mit Katharina — erreichen ſie nie. Gewiß, ſie liebte Gregor durch zehn Jahre, ließ ſich von ihm Unarten und Frechheiten gefallen, die kaum eine andere Frau ertragen hätte, aber ihn heiraten — —? Sicher hat ſie niemals ernſthaft daran gedacht, wenn ſie auch aus guten Gründen nicht wagte, den Orloffs irgend etwas rundweg abzuſchlagen. Vermutlich hat ſie im Innern gelacht über die Vorſtellung, daß ein Gardeleutnant mit ihr den Thron teilen ſollte, den ſie nicht einmal mit dem angeſtammten Zaren hatte teilen wollen, und ſie ſtaunte wohl bei ſich über die Begriffſtützigkeit Beſtuſcheffs, der ſeit ihrem Regierungsantritt wieder bei Hof erſchien und meinte, ihr einen Gefallen zu tun, wenn er ſoviel wie möglich für dieſen Heiratsbund ſprach und arbeitete. Nein, die kaiſerliche Witwe, die zwanzig Jahre lang das Ehejoch Peters III. trug, braucht keinen Heiratsvermittler und keinen Gatten mehr! Sie hat ſich einen himmliſchen Bräutigam, den Ruhm, erwählt, und wenn Gregor nicht mit dem zufrieden iſt, was ſie ihm gibt, ſo — — O, ſie iſt viel zu klug, trotz gelegentlicher Ausbrüche, die ſie jetzt zuweilen ihrem Temperament geſtatten darf, immer noch viel zu beherrſcht, zu vorſichtig, um klar auszuſprechen, was dies „ſo" bedeuten ſoll oder kann. Sie fängt an, mit Gregor

und seinen Brüdern ein ähnliches Komödienspiel zu spielen, wie 200 Jahre früher Elisabeth von England mit ihrem schönen Leicester spielte, scheint selbst die unlösliche Vereinigung mit dem Geliebten sehnlich zu wünschen und greift doch, wenn auch äußerlich zögernd, jedes Hindernis begierig auf, das sich dazwischen stellt. Welch ein Glück, daß schließlich Panin das Wort spricht: „Frau Orloff kann niemals Zarin sein", und daß zum Schluß sogar die Armee murrt und konspiriert, weil sie nicht einen ehemaligen Kameraden als Zaren über sich gesetzt sehen will. Mütterchen Zarin ist zwar sonst, wie wir gesehen haben, gegen Verschwörer nicht gar so nachgiebig, diesmal aber behalten die Unzufriedenen Recht, vermutlich, weil Katharina selber zu ihnen gehörte. . Alexeis Plan muß an Panins Worten scheitern, und Gregor verschwindet allmählich vom Schauplatz, um späterhin eine Liebesheirat mit einem lungenkranken Fräulein zu schließen und in Irrsinn zu enden. Dann erscheint der junge Potemkin, küßt mit der Glut seiner slawischen Phantasie Träume zur Wirklichkeit wach, die in Katharinas Kopf sich seit langem regten, läßt die Trommeln rühren und die Kanonaden der Türkenkriege erdröhnen. Alles Vergangene scheint unterzugehen im Sturm einer neuen Leidenschaft, im Gewühl der Schlachten und im Hosiannah berauschender Siege. — — Da öffnet sich aber die Türe, die zu den Gemächern des jungen Großfürsten führt, und entsetzt, haßerfüllt starrt die Kaiserin auf den Jüngling, der ihr von dort entgegen tritt. Das Gespenst in der holsteinischen Uniform geht wieder um, nur trägt es nicht mehr die Züge ihres Mannes, gleicht

vielmehr dem Sohne, heißt nicht mehr Peter, ſondern Paul.

8.

Im Jahre 1764 hatte Katharina es durchgeſetzt, daß durch ihren Einfluß Stanislaus Poniatowski, ihr Jugendflirt, zum König von Polen gewählt worden war. Zu dieſer Anteilnahme an ſeinem Schickſal bewog ſie wohl ein wenig die Erinnerung an vergangene Zeiten, in der Hauptſache aber das Beſtreben, Öſterreich und Preußen gegenüber die Wagſchale zu halten und immer wachſenden Einfluß auf dies tragiſche, zum Untergang beſtimmte Polen zu gewinnen. Denn ſchon erwachte der Landhunger in ihr, das Expanſionsbedürfnis, dem die alte Heimat trotz ihrer weiten, noch unbebauten Strecken nicht mehr genügte und das neue Provinzen, neue Menſchen begehrte. Geſchickt wühlte und intrigierte Katharina, bekämpfte mit ruſſiſcher Waffengewalt die polniſche Bar-Konföderation, die ſich gegen Poniatowski erhob, kam in den gewiß nicht ungerechtfertigten Verdacht, Aufſtände in Montenegro und in der Walachei anzuzetteln, ſo daß die Pforte, die mit Unbehagen die ruſſiſchen Erfolge anſah, den Bar-Konföderierten Gehör gab und der Zarin den Krieg erklärte.

Katharina nahm die Herausforderung fröhlich entgegen. War fröhlich nicht nur ihrem alten Prinzip zuliebe, ſondern auch weil der Krieg mit den Türken den kühnen Phantaſien entſprach, die ſie nach dem jähen Scheitern des Volksbeglückungstraumes zu weben begann. Nach Oſten vorzudringen iſt ihr Traum, wie es der Traum Peters

des Großen gewesen ist, und wie ihm, wie jedem heißen und verwegenen Slawenkopf schwebt auch ihr als letztes Ziel die Eroberung Konstantinopels vor. Unklar und vielleicht noch befangen schwankt dies alles in ihrem Hirn, das stets zu nüchtern war, um romantische Mädchen- oder Frauenträume zu spinnen, das die Glut der Einbildungskraft, den Sprung vermessener Gedanken nur findet, wenn es sich um große Dinge und große Schicksale handelt.

Die Türkei stand damals noch in der ersten Reihe der Großmächte, verfügte über eine ansehnliche Flotte und konnte daher ihres Sieges ziemlich sicher sein, zudem Katharina von der Kriegserklärung überrascht worden war und keine Zeit mehr hatte, Heer und Geschwader entsprechend vorzubereiten. Wohl genoß noch von früheren Schlachten her der russische Soldat den Ruf der Tüchtigkeit und Unermüdlichkeit, aber dieser Ruf war auch das Beste an ihm, denn da Katharina in den wenigen Jahren seit ihrer Thronbesteigung noch keine Zeit zur Reorganisation der Armee gefunden hatte, so hat Waliszewski wohl Recht, wenn er berichtet: „Die Regimenter waren keineswegs vollbesetzt, die Kavallerie besaß schlechtes Pferdematerial, die Artillerie eine elende Ausrüstung, die Verwaltung befand sich in größter Unordnung, die Equipierung war jämmerlich. Das Schießpulver bestand gemeinhin aus einer Mischung von Stoffen, von denen einer schwerer explodierte als der andere.“ Was die Flotte anlangt, so hatte Katharina selbst im Jahre 1765 gelegentlich einer Flotteninspektion auf der Newa darüber einen tragikomischen Bericht an Panin geliefert: „Wir haben eine so gute Fahrt gehabt,

daß wir am Morgen unserer Abreise von Petersburg, um 8 Uhr früh, die Flotte in Sicht bekamen. Dies mögen Sie meinem Großadmiral mitteilen und ihn zugleich meiner Sympathie versichern. Was Sie aber für sich behalten sollen, und was Ihnen nicht weniger Mißvergnügen bereiten wird als mir: wir haben Schiffe im Überfluß, aber wir haben keine Flotte und keine Seeleute." Und sie schließt ihren mit einem gewissen Galgenhumor verfaßten Bericht über die zahllosen Verstöße und Dummheiten des Admirals und seiner Kapitäne mit den Worten: „Sie sahen ungefähr aus wie die holländischen Fischerflottillen, die alljährlich auf den Heringsfang ziehen, nicht aber wie eine Kriegsflotte."

Katharinas heitere Zuversicht wird aber durch solche Kleinigkeiten nicht gestört. Sie improvisiert diesen Krieg ungefähr ebenso, wie sie fünf Jahre früher ihren Staatsstreich improvisiert hat, und wie damals entzündet sich auch jetzt wieder alles an ihrem flammenden Temperament, werden alle rundum fortgerissen von ihrem unwiderstehlichen Willen und ihrem Glauben an sich und an die Größe Rußlands. Die dezimierten, elend ausgerüsteten und mit versagendem Schießpulver versehenen Regimenter schlagen die Türken am Pruth und am Kagul, erobern die Moldau wie die Walachei, und die Heringsflottille erscheint plötzlich drohend im Archipel, geführt von Alexei Orloff, der nie zuvor in seinem Leben Dienst auf einem Kriegsschiff getan hatte, und erringt den großen Sieg von Tschesme, der die türkische Flotte vernichtet. Und hinter ihren Generälen und Admirälen steht voll Spannung und

Ungeduld die Zarin, drängt voran, bittet, ermahnt, feuert an, denn da drüben, im feindlichen Lager, hinter den Seidenzelten des Großweſirs und der Paſchas mit den ſieben Roßſchweifen, da wartet ja auf Katharina der himmliſche Bräutigam, den ſie erſehnt, — der Ruhm. Vor ganz Europa wird er ſie mit ſeinen Flammenküſſen berauſchen und ihr aus den zerborſtenen Schiffsrippen der Türkenflotte die erſte Staffel zur Unſterblichkeit bauen. Voran, meine Helden, voran! Zwar wiſſen am Petersburger Hof nicht alle Menſchen, warum eine Seeſtadt einen Hafen haben muß, und über die Länge einer Seemeile hat niemand, auch nicht Katharina, eine annähernd klare Vorſtellung, — aber was Landeroberungen und Seeſiege ſind, das wiſſen alle ganz genau, und die Tedeums für gewonnene Schlachten wollen gar kein Ende nehmen, ſo daß Herr Friedrich von Preußen in ſeiner ſpöttiſchen Art an die große Landgräfin ſchreibt: „Wenn das göttliche Weſen jemals mit Dankgottesdienſten übermüdet worden iſt, ſo geſchah es ſicher in dieſem Kriege.“ Laß ihn ruhig ſpotten, ſiegreiche Katharina, und laß die andern, die Mißgünſtigen raunen, daß du alle Erfolge nur dem Glück, dem unberechenbaren Glück zu danken hätteſt. Ja gewiß, du haſt gar oft in deinem Leben Glück gehabt oder das, was man ſo nennt, und haſt dieſe Begünſtigung durch ſcheinbar Unberechenbares auch nie abgeleugnet! Aber was dir lächelte, war immer nur das Glück der Kühnen, der Zielbewußten, die entſchloſſen ſind, eher ſich ſelbſt aufzugeben, als den eigenen Willen... Dies Glück allein iſt's, das ihr durch den endlichen Friedensſchluß mit der Türkei das Schutzrecht über

Moldau und Walachei und den Besitz von fünf Türkenstädtchen zusichert, neben der freien Schiffahrt in türkischen Meeren und Meerengen und einer Kriegsentschädigung von viereinhalb Millionen Rubel. Außerdem wurde in dem Vertrag die bereits durch Dolgorucki eroberte Krim für unabhängig von der Pforte erklärt, ein Paragraph, der Katharina wohl die allergrößte Freude bereitete, weil sie bei sich doch schon genau wußte, wie sie die sogenannte Unabhängigkeit d. h. die Vogelfreiheit dieser köstlichen Küste sich zu eigen machen wollte.

Ruhm, Geld, Land und Leute, — nun könnte Katharina wohl fürs erste zufrieden sein und sich wieder den stilleren Bezirken ihres Herrscheramtes zuwenden, aber das Glück und der Landhunger lassen sie noch nicht in Ruhe, und darum muß sie in aller Eile zusammen mit Österreich und Preußen die erste Teilung Polens vornehmen, bei der ihr nicht weniger als nahezu zehntausend Quadratmeilen Landes mit fast 2 Millionen neuer Untertanen zufallen. So schließt mit dem Beginn des ersten Türkenkrieges die episch-romantische Jugendepoche in Katharinas Leben, und mit dem Matronenalter hebt die heroische an. Sie braucht jetzt einen anderen Freund, einen anderen Mittler zwischen sich und ihrem himmlischen Bräutigam, als den hübschen, schon ein wenig träge gewordenen Orloff, dessen Heldentaten zuletzt eigentlich nur noch in Ungezogenheiten bestanden. Er war nicht nur russischer Graf, sondern auch noch deutscher Reichsfürst geworden und mochte sich nun mit seinen Schätzen und seinem Schätzchen auf seine feenhaften Güter zurückziehen,

um dem neuen Herrn der kaiſerlichen Frau, dem jungen Potemkin, Platz zu machen.

Die Karriere Potemkin, von dem Waliſzewſki ſagt, daß man nicht genau entſcheiden könne, ob er ein Genie oder ein Narr geweſen ſei, iſt merkwürdig genug, ſofern ſie ſich nämlich ſo vollzog, wie die hiſtoriſche Legende, die ja Rückprophezeiungen liebt, berichtet. Dieſe Legende erzählt, daß Potemkin als Gardefähnrich in den Tagen des Staatsſtreichs der Kaiſerin, der die richtige Säbelkoppel fehlte, ſeine eigene ſilberne überreicht habe und daß er ſpäterhin an den Hof berufen wurde, weil man der Kaiſerin erzählt hatte, daß er wie kein zweiter Stimmen aller Art nachahmen könne, eine Kunſtfertigkeit, die der Kaiſerin offenbar ſehr gefiel, denn ſie wollte ſich halbtotlachen, als er auch die ihre kopierte. Weitere Erfolge ſcheint er nicht gehabt zu haben, es wäre denn ein Duell mit einem der Orloffs, bei dem er ein Auge einbüßte, ſodaß er in ſeiner Niedergeſchlagenheit über die Verunſtaltung ſeines Geſichts ſich eine Weile mit dem Gedanken trug, Mönch zu werden, ein Gedanke, den ihm die Orloffs zu ihrem eigenen Unheil wieder ausredeten. Wohl avancierte er militäriſch mit jener verblüffenden Schnelligkeit, die damals kein ungewöhnliches Ding war, aber irgend welche beſonderen Gunſtbezeugungen hat er von der Zarin nicht empfangen, und er kämpft im Türkenkriege wie irgend ein anderer auch. Wieſo ſie ſich dann unvermutet, nach zehn Jahren, an den kleinen Fähnrich mit der ſilbernen Degenkoppel erinnerte, iſt nicht ganz klar und auch recht gleichgültig; das Merkwürdige und Wichtige bleibt, daß ſie ihm plötzlich ins Feld ſchreibt, daß

er daraufhin natürlich Hals über Kopf nach Petersburg zurückkehrt und sie nicht mehr verläßt, bis der Tod ihn von ihr löst. Erstaunt und bestürzt blickt die Umgebung der Kaiserin, blicken die Orloffs auf diesen riesigen, ungeschlachten und saloppen Einäugigen, der mit seinen jäh wechselnden Stimmungen heute Sultanslaunen fröhnt und sich morgen mit den Grübeleien und Entbehrungen mystischer Askesen quält, der sich bald als Feigling gebärdet, bald als strahlender Held erscheint, der sich in Zärtlichkeit der Kaiserin zu Füßen schmiegt und doch mit unbegreiflicher Gewalt seinen Willen gegen den ihren durchsetzt, der in dem bunten Wechselspiel seines Wesens und seiner Entschließungen immerfort der echte Slawe ist und der eben darum besser als jeder andere den heroischen Traum versteht, den Katharina jetzt träumt und den der zweite Türkenkrieg verwirklichen soll. Nichts mehr und nichts weniger träumt sie als die Neubegründung des alten Griechenreiches, das die Türken zerstört hatten. Konstantinopel soll natürlich die Hauptstadt sein und Kaiser ihr zweitgeborener kleiner Enkel, den sie schon mit Vorbedacht Konstantin genannt hatte, der von einer griechischen Amme gesäugt und auf Denkmünzen, die sie schlagen ließ, schon mit allerlei Attributen dargestellt wurde, die auf seine künftige Bestimmung hindeuten. Panin mit seinem kühlen Kopf hat die Eroberung Konstantinopels von jeher als Unmöglichkeit abgelehnt, Katharina und Potemkin aber sind von ihrem griechischen Plan so erfüllt, daß sie ihn sobald wie möglich verwirklichen wollen und den Gedanken an das große Erbe im Osten bis zu ihrem Tode nicht lassen werden.

Immerhin geht die Zarin diesmal nicht ganz so improvisatorisch zu Werke wie beim Staatsstreich und beim ersten Türkenkrieg. Zunächst kauft sie dem „unabhängigen" Strohmann, der über die Krim herrscht, sein Land ab, gerade so wie sie den Erben des Herzogs Biron Kurland abkauft, und die Pforte, die von der russischen Heringsflottille schon zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden ist, wagt nicht, ernstlichen Einspruch zu erheben. Dann beginnt Katharina eine Allianz mit Österreich zu erwägen, deren Zweck die Aufteilung der Türkei zwischen Rußland und Österreich sein soll. Friedrich der Große sah zwar mit seinem Scharfblick voraus und sagte es auch laut, daß auf dem Balkan Rußland und Österreich immer nur gegen-, nie miteinander gehen könnten, aber sowohl in Petersburg wie in Wien fangen die kaiserlichen Damen plötzlich an, ihr Herz für einander zu entdecken, obwohl Maria Theresia sich bis jetzt stets aus guten Gründen vor der Zarin bekreuzigt hatte, während diese wiederum die fromme Österreicherin spottend die heilige Therese nannte. Als nun gar erst der bayrische Erbfolgekrieg Veranlassung zu einem freundlichen Schreiben Maria Theresias an Katharina bot, ist Joseph II., der reiselustige Kaiser, auch gleich entschlossen, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und nach Rußland zu fahren, obgleich seine fromme Mutter in großer Sorge ist, daß er bei den griechischen Ketzern am Ende Schaden an seiner Seele nehmen könnte. Auch Katharina ist zuerst von dem geplanten Besuch Josephs nicht sehr entzückt. Sie haßt Fürstenbesuche, denn sie sind, nach ihrer Aussage, zumeist langweilig,

und darum brummt sie etliches herum über „Leute, die in der Welt herumfahren und besser täten, zu Hause zu bleiben", und was derlei Freundlichkeiten mehr sind. Und doch sollte diese Zusammenkunft in Mohilew und Zarskoje-Selo eine menschlich-reizvolle Episode zwischen den Schlachten bilden, ein Dokument männlicher List und weiblicher Schwäche, das anzusehen ist wie ein fein ironischer Stich aus einem Roman der galanten Zeit.

Schon die Vorbereitungen, die am russischen Hofe für diesen Besuch getroffen werden müssen, ergötzen Katharina, lassen sie lächelnd der Zeit gedenken, da auch sie an die Souveränität des Volkes glaubte und nichts Besseres wollte, als eins mit ihm sein. Dieser junge Kaiser, der da erwartet wird, trägt ja immer noch die Eierschalen romantischen Weltbürgertums mit sich herum, beharrt in naiver Verstiegenheit darauf, niemals als Souverän sondern nur als Weltbummler zu reisen und in einfachen Gasthäusern abzusteigen, in denen er auf einem mitgebrachten Strohsack schläft. Katharina schüttelt den Kopf, als sie von dieser Marotte hört, und denkt vielleicht, wieviel weniger kostspielig die Liebhabereien dieses Kaisers sind als die der Herren Orloff, Potemkin und all der anderen offs, ins und ois, an die sie im Lauf der Jahre Millionen über Millionen mit zärtlicher Hand verschwendet hat und verschwenden wird ... Aber selbstverständlich soll der Kaiser seinen Willen haben, soll sich wenigstens einbilden, ihn zu haben, denn Katharina kann natürlich nicht daran denken, ihren Gast in einem russischen Wirtshaus kampieren zu lassen. Um einen Ausweg aus diesem scheinbaren Dilemma ist sie

nicht verlegen. Wie späterhin Potemkin ihr in der Krim Dörfer aus Leinwand und Pappdeckel vorzaubern wird, so zaubert sie für den Kaiser mit dem Strohsack ein Wirtshaus her, indem sie einen kaiserlichen Badepavillon als Gasthaus mit einem schönen Wirtshausschild einrichten und einen Gärtner aus ihrem Dienst als Wirt auftreten läßt. So! Nun mag der Österreicher mit seinen romantischen Ideen und seinem Reisebett ankommen, Rußland ist bereit, ihn zu empfangen, sich mit ihm zu verbünden und ihm bei dieser Gelegenheit, wenn es möglich ist, unvermerkt und graziös das Fell über die Ohren zu ziehen!

Joseph trifft ein, und schon beim ersten Blick, beim ersten Wort hat er als Mann das leichtentzündliche Herz der Kaiserin gewonnen. Sie ist entzückt von seinen großen, blauen Augen, von seinem lieben, vornehmen und ein wenig schwermütigen Österreichergesicht und von der grenzenlosen Bewunderung, die er ihr, der großen Kaiserin, wie er sie ostentativ nennt, entgegenbringt. Er versteht es fast ebenso gut wie ihre Russen, sich vor ihr ganz klein, ganz demütig erscheinen zu lassen, und ihre Eitelkeit feiert einen mächtigen Triumph. Aber dennoch wäre es wohl unrecht zu glauben, daß Joseph sie sich nur erschmeichelt oder durch seine äußere Erscheinung für sich gewonnen habe. Nein, in diesem jungen Witwer spürt sie eine Weichheit und eine leise Trauer, die sie rühren, und zugleich eine innere Reinheit, einen Seelenadel, der sie lockt, so wie Parsifal die leidenschaftliche Kundry lockte. Sie übersieht nur, daß dieser Parsifal aus Wien ein ganz geriebener Fürstenkenner ist, daß er genau weiß, wie er auf ihre Eitelkeit spekulieren

muß und über die Erfolge ſeiner Spekulation kühl und klar nach Hauſe, an Kaunitz berichtet. Von Tag zu Tag wird ſie entzückter, führt endloſe, ſeltſame Geſpräche mit ihm, die bald von Politik, bald von allen möglichen andern Dingen handeln. Geſpräche voll kecker Witzworte, voll reizender Doppelſinnigkeiten, voll Männerworten, die kühner und heißer werden, nur noch mühſam gebändigt ſcheinen vom Zwang der Ehrfurcht und Etikette ... Mit blitzenden Augen lauſcht ihm Katharina, wundert ſich wohl im Stillen, daß dieſer hübſche Kaiſer auch da noch romantiſch bleibt, wo ihre Ruſſen verwegen werden, und merkt nicht, daß ſeine ganze Galanterie nur Blendwerk iſt, daß er in Worten ſehr kühn ſein darf, weil er ſeiner ſelbſt ganz ſicher iſt. Seit dem Tode ſeiner jungen Gattin bekümmert er ſich um Frauen überhaupt kaum mehr, und von allen, die er kennt, würde ihm die Zarin am wenigſten ſagen, weil ſie ſehr, viel zu ſehr ſeiner eigenen Mutter gleicht, unter deren Herrſchſucht er blutig leidet. So geht das amouröſe Tändeln und Necken weiter, ohne daß Joſeph jemals das eine Wort ſpricht, das Katharina erwartete, aber das andere, um deſſentwillen er gekommen war, gönnte er ihr gern, und ſo wurde im Jahre 1781 das öſterreichiſch-ruſſiſche Bündnis gegen die Türkei geſchloſſen. Man trennte ſich in Harmonie, mit den ſchönſten Gefühlen, und es war gewiß nicht Katharinas Schuld, wenn aus dem Roſenrot der Freundſchaft nicht die Feuerfarbe der Liebe geworden war. Trotz der leiſen Enttäuſchung, die ſie in dieſem Punkt vielleicht empfand, war der Eindruck, den Joſeph auf ſie gemacht hatte, ſo ſtark, daß ſie Grimm gegenüber

dem Kaiser nicht genug rühmen konnte und noch nach fünfzehn Jahren über ihn schrieb: „die Deutschen haben in ihm einen Adler gehabt, aber sie haben ihn nicht erkannt.“ Und um dieser Worte und um des schönen Gefühls willen, das aus ihnen spricht und die Jahre überdauerte, kann man den Reigen all der offs und ins und ois übersehen, mit dem sie ihren Namen so oft peinlich und lächerlich umkränzt hat ...

* * *

Im Jahre 1787 begann dann der zweite Türkenkrieg. Wieder war die Pforte die Angreiferin, aber jeder wußte, daß sie durch die immer wachsende Macht und die beabsichtigte Keckheit Rußlands zum Angriff getrieben worden war. Die Chancen scheinen ganz anders zu liegen, als beim ersten Türkenkrieg, vor dem niemand an einen so beschämenden Niederbruch der Türkei geglaubt hatte; seit den verblüffenden Siegen, die Rußland damals errungen hat, war beinahe jedermann überzeugt, daß Katharina erreichen konnte, was immer sie wollte, und man glaubte willig die Lobsprüche, die Joseph II. der Unermüdlichkeit, der Mäßigkeit und der Hingebung der russischen Truppen spendete. Leider aber befanden sich in Wahrheit Heer und Flotte kaum in einem andern Zustand als beim ersten Feldzug, und besonders die Flotte bot einen so mangelhaften Anblick dar, daß Alexei Orloff, der doch seiner Zeit mit der Heringsflottille den Sieg von Tschesme erfochten hatte, sich diesmal weigerte, den Oberbefehl über dies fragwürdige Geschwader zu übernehmen. Das Glück, das Katharina vor Jahren gelächelt hatte, schien sich

jetzt den Türken zuzuwenden, denn die ersten Treffen waren den russischen Waffen so ungünstig, daß Potemkin schon an die Räumung der Krim dachte, ein Einfall, der sich nur mit einer großen Nervendepression entschuldigen läßt. Doch mochte auch das Glück untreu sein, der Wille Katharinas war es nicht, und nicht war es ihre ungestüme Zuversicht, so daß sie heute wie damals drängend, bittend, mahnend, anfeuernd hinter ihren Feldherren und Admiralen stand, denn in Konstantinopel, unter der großen Pforte der Hagia Sofia, wartete ja der himmlische Bräutigam, der Ruhm, auf sie, um sie in seinen Sonnenmantel einzuhüllen und der erstaunten Welt als die Befreierin vom Türkenjoch zu zeigen. Zu ihm will sie, zu ihm drängt sie, und alles, was ihr den Weg zu ihm versperrt, gleichviel ob es fremde Städte, Meere oder feindliche Flotten sind, muß beiseite geräumt, zerstört werden, damit freie Bahn für sie und den Knaben, den sie in Konstantinopel zum Griechenkaiser krönen lassen will, geschaffen wird. Sie hat früher einmal an Grimm geschrieben: „Das ist nun einmal so, daß wenn ich etwas will, ich es ganz schrecklich und verzweifelt wollen muß", und jetzt will sie so schrecklich und verzweifelt, daß es für sie kein Zurück mehr geben kann, daß sie wie ein rasender Held ausruft: „Es geht um die Ehre, und ohne Ehre kann ich weder leben noch herrschen!"

Vor solch leidenschaftlichem Ingrimm wendet endlich das Glück sein leichtfertiges Köpfchen vom Halbmond wieder zu den Russen hin. Zwar wird der Alliierte mit den schönen blauen Augen in der Moldau geschlagen, aber Suworoff und der Prinz

Koburg schlagen die Türken bei Fokschani, Suworoff besiegt den Großwesir bei Rymnik, Potemkin nimmt Otschakoff und Bender, und nach Katharinas Ansicht ist nun der Weg nach Konstantinopel offen, und man kann nichts besseres tun, als ihn einschlagen. Betrüblich nur, daß die übrigen Mächte anderer Meinung sind! Der Schwedenkönig erinnert sich plötzlich, daß er seit Jahren ein Defensivbündnis mit der Türkei hat, und obschon er sich beim ersten Türkenkrieg um seine Alliierte gar nicht bekümmert hat, hält er es doch jetzt für geraten, sich auf seine Verpflichtung zu besinnen, und unversehens erscheint die schwedische Flotte vor Kronstadt. Nun hat Katharina es mit zwei Gegnern zu tun statt mit einem, und da sie mit all ihren Streitkräften vorwiegend im Osten festgelegt ist, wird die Lage bedenklich. Schon steht Tag und Nacht die bespannte Troika vor dem Palais in Petersburg, damit, wenn es zur Katastrophe kommt, die Zarin fliehen kann, und wenn sie zu Bett geht, trägt sie den größten Teil ihrer Diamanten bei sich, um sie nicht in der Eile der Flucht zu vergessen. Nun kann sie nicht mehr renommistisch an Voltaire schreiben: „Ich schließe, weil es langweilig ist, immerfort nur von Siegen zu berichten", und ihre fröhliche Draufgängerei macht nervöser Unruhe Platz. Es scheint ihr ganz unbegreiflich, daß der Schwede ihr nicht ebenso fortgesetzt und kläglich erliegt wie der Türke, und von all den Aufregungen und Enttäuschungen schwindet die rundliche Fülle, zu der sie mit den Jahren gekommen war, dahin, daß ihr die Kleider in Falten um den Leib schlottern. Wie sich dann Spanien als Friedensvermittler anbietet, greift Katharina mit beiden Händen zu, und der Friede

mit Schweden wird geschlossen. Katharina atmete auf und dachte nun wohl wieder an den Weg nach Konstantinopel, da aber griff Preußen in die Balkankrise ein, machte Miene, sich der Türkei anzunehmen, und nötigte Österreich zum Frieden mit der Pforte, sodaß auch der Zarin, die zwar noch allein ein Jahr weiter kämpfte, schließlich nichts blieb, als den griechischen Traum vorerst aufzugeben und im Frieden von Jassy (9. Januar 1792) sich mit dem Gebiet von Otschakoff und der Anerkennung des Dnjestr als Grenze gegen die Moldau und Bessarabien zu begnügen. Wie dem ersten Türkenkrieg, so folgte auch diesem eine Teilung Polens, und der zweiten eine dritte, so daß Katharina ihr Reich um etwa 550000 qkm vergrößert und um mehrere Millionen Einwohner vermehrt hat.

Beglückte Herrscherin, die einem geliebten Sohn solches Erbe des Reichtums und des Ruhmes hinterläßt, beglückter Sohn, der, wenn er seiner Trauer Genüge getan hat, voll Stolz und Dankbarkeit solche Erbschaft verwalten und auf ihren Ausbau bedacht sein darf! Doch weh! Niemals werden diese Mutter und dieser Sohn in Liebe über die Grenzen des Daseins hinausdenken. Immerfort wird der Gedanke an das große Erbe sie nur mit Qual oder Gier erfüllen, denn zwischen ihnen stand Unrecht, mit dem Katharina erlittenes Unrecht bezahlt hat, und der Sohn wird es an ihr wiederum mit Unrecht rächen, und so wird es auch an ihm vergolten werden, bis eine schwere Kette von Schuld diese Romanows umschließt und Paul denselben gräßlichen Tod sterben wird, den sein Vater gestorben war. —

9.

Paul zählte acht Jahre, als ſein Vater fiel und ſeine Mutter ohne ehrwürdiges und verbrieftes Recht, nur kraft ihres Willens und ihrer Perſönlichkeit, den Thron von Rußland beſtieg. Wir wiſſen, daß der Kleine, der ihr gleich nach der Geburt weggenommen, ihr durch dieſe ungeheure und widernatürliche Uſurpation entfremdet war, und es mochte ihr daher nicht allzu ſchwer fallen, ihn beim Staatsſtreich völlig zu überſehen und jeden Anſpruch, den Panin für ihn vertreten wollte, beſtimmt zurückzuweiſen. Erſt als ſie Selbſtherrſcherin geworden, durfte ſie auch im eigentlichen Sinn Mutter werden, und ſo war ihr Verhältnis zu dem Sohn von vornherein inſofern auf Stiefmütterlichkeit feſtgelegt, als ſie ja nicht wie andere Mütter die Entwicklung dieſes Kindes vom kleinen Säugetier zum Menſchen hatte miterleben dürfen, ſondern den Sohn erſt als Knaben wieder fand. Sicher iſt ſie ihm aber damals durchaus nicht mit ſtiefmütterlichen Gefühlen entgegengekommen, denn ſie war überhaupt eine große Kinderfreundin, konnte ſtundenlang mit ihnen ſpielen und herumtollen, und es lag alſo kein Grund vor, daß ſie dem eigenen Kind hätte weniger zugetan ſein ſollen als fremden. Wohl mag ſie, gepackt von grauenvoller Erinnerung, manches Mal vor ihm zurückgeſchreckt ſein, wenn ſie ſah, wie der Knabe ſeinem Vater glich, ſchwächlich, epileptiſch war wie jener, ſprunghaft in ſeinen Neigungen und Beſchäftigungen. Doch weil ſie allzeit eine Optimiſtin war und das 18. Jahrhundert viel mehr an die Macht der Erziehung als an die der Vererbung glaubte, ließ

ſich's die Zarin zunächſt angelegen ſein, ihren kleinen Sohn gut und wenn möglich nach den Prinzipien von Rouſſeau zu erziehen, die damals nagelneu waren und wie ein Leitfaden zur Hervorbringung trefflicher Menſchen erſchienen. Wenn Katharina ſonſt auch „die kleinen Leute“ ziemlich gering ſchätzte, ſo wandte ſie doch, da es ſich um Pauls Erziehung handelt, ihre Blicke nach Paris, wo die großen und neuen Gedanken ausgeheckt wurden, die damals noch den ungeteilten Beifall der Zarin fanden. D'Alembert lehnte die ihm zugedachte Ehre des Prinzenerziehers mit dem ſchon erwähnten Witzwort ab, aber auch Diderot und Marmontel wollten von der heiklen Miſſion nichts wiſſen, ſo daß nun Panin der Hauptmentor des kaiſerlichen Knaben blieb. Panin, obgleich in ſeinem Privatleben ein Schlemmer und Liederjahn, hatte doch von ſeinem verantwortungsreichen Amt ganz beſtimmte, nach Rouſſeauſchen Ideen gebildete Anſichten, und wenn er mit ſeinem Zögling an irgend einem kleinen, wohltemperierten Hof gelebt hätte, ſo wäre aus Paul zwar kaum ein militäriſcher, vielleicht aber ein leidlich-vernünftiger, von den Ideen ſeiner Zeit erfüllter Menſch geworden. Sie lebten aber an einem Hof, an dem alles, was war, auf unmöglichen Vorausſetzungen beruhte und nur durch die glänzende und machtvolle Perſönlichkeit der Kaiſerin gehalten werden konnte. Sie lebten inmitten der verſchiedenartigſten Einflüſſe, die alle nach dieſer Knabenſeele gierten, und Panin hatte weder das Recht noch die Kraft, das Kind völlig von ihnen abzuſchließen und es ſich ganz zu eigen zu machen. Immerhin blieb ihr Verhältnis zeitlebens ein un-

UNIV. OF
CALIFORNIA

Paul I.
Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tiſchbein.

gewöhnlich freundschaftliches, so daß, als der junge Paul sich verlobte, Panin bitterlich weinte, weil nun künftighin eine junge Frau und nicht mehr er das Vertrauen des Großfürsten besitzen sollte.

Katharina äußerte theoretisch sehr vernünftige Ansichten über Kindererziehung, fand, daß man Kinder geistig nicht zu früh anstrengen und niemals geistig überfüttern solle, erläuterte, wie notwendig es sei, ihre Charaktereigenschaften zu beobachten, sie niemals durch Strenge zu erschrecken und was derlei pädagogische Prinzipien mehr sind, — aber wenn's an die Praxis ging, zeigte sich's, daß diese Frau wohl befähigt war, ein Reich, nicht aber ein Kind oder einen heranwachsenden Menschen zu leiten. Sie billigt zwar höchlich den „Emile", setzt aber gleich neben Panin einen durchaus soldatischen Leiter, Parochin, der dem Knaben den schon von Peter III. so hochgeschätzten Drill beibringt und ihm unaufhörlich wiederholt, daß alle künftige Macht und Größe in seinen kleinen Knabenhänden liegt. Zu dem Rousseau-Schüler Panin und dem strammen Soldaten Parochin gesellt sich noch Platon, der Archimandrit, der wiederum der phantastischen Veranlagung des Kindes entgegenkommt, so daß Paul schon ein ganz ungewöhnlich klarer und nüchterner Kopf hätte sein müssen, wenn er zwischen all diesen Weltanschauungen nicht verwirrt geworden wäre. Von systematischem Lernen oder Bestrebungen, ihm eine gründliche Bildung zu geben, ist nicht die Rede, kann es nicht sein, weil immer wieder die Zarin mit ihrer Fröhlichkeit und ihrer ungebändigten Lebenslust dazwischen kommt und es nötig findet, daß das Kind allen möglichen Theateraufführungen,

Vergnügungen und Maskeraden beiwohnt. Da sie für sich alles vom Leben nahm und nimmt, was es Süßes gibt, hätte sie gar nichts dagegen, wenn auch der halbwüchsige Sohn es ihr nachtäte, und wenn Paul trotz allem, was er um sich her sah und hörte, nicht frühzeitig verdorben war, so ist das nicht Katharinas Verdienst, sondern sein eigenes. Früh, viel zu früh erfuhr dieser Knabe von Dingen des Lebens, die man sonst vor Kindern verhüllt, erfuhr aber auch Dinge des Todes, die andere, glücklichere Kinder nicht wissen und nicht zu wissen brauchen, — erfuhr zu bald nur, wie sein Vater starb ... Er wußte, was geschehen war, hörte, was seine Umgebung über das Gespenst in der holsteinischen Uniform flüsterte, sah, daß sein Vater nicht wie die andern Zaren in der Peter-Pauls-kirche, sondern in der von Sankt Alexander-Newski begraben lag, und sein junges Herz zog sich in Schmerz und Abscheu zusammen, weil er eben nur die äußeren Tatsachen, nicht aber die innern Beweggründe und Verkettungen zu erkennen vermochte.

Solange er klein und für seine glänzende Mutter also nur ein Spielzeug, eine Sache ist, kann von einem Konflikt zwischen ihnen natürlich nicht die Rede sein, obgleich Katharina schon damals erkennen mußte, daß dieser Knabe ihr in nichts glich. Paul war weder robust, noch lebensdurstig, noch optimistisch, vielmehr nervös, empfindsam, Phantastereien und Mystizismen zugänglich, mit denen wiederum seine stetig wachsende Leidenschaft für preußisch-militärischen Drill in Widerspruch stand. Er war klug, hatte geistreiche Einfälle und konnte so witzig plaudern und so liebenswürdig lachen, daß man sein häßliches

Gesicht, das einem Totenkopf glich, völlig vergaß. Er konnte den Mond anschwärmen, sich mit heißem Drang nach einer gleichgestimmten Seele sehnen, als wäre er ein deutscher Romantiker, und war doch zugleich voll Mißtrauen und erfüllt von einem maßlosen Selbstbewußtsein, das sich steigerte, jemehr er von seiner Mutter unterdrückt wurde. Er hatte große und rührend schöne Ideen über die Menschheit und über die Wege, die sie zur Befreiung und zum Glück führen sollten, und verachtete doch russisches Wesen und sein eigenes Land so tief, wie kaum je Peter III. sie verachtet hatte. Ist es zu verwundern, daß Katharina diesem seltsamen jungen Mann zuerst verständnislos, dann mißtrauisch, dann mit tiefer Abneigung gegenüber stehen mußte? Ist es zu verwundern, daß sie, deren ganzes Leben Rußlands Geschicke und Rußlands Größe gehört hatte, mit Zorn und Angst sah, daß der Thronerbe auf das Land mit den Augen seines Vaters blickte, und daß sie vor dem Augenblick zitterte, da sie ihm, dem Verächter, ihr Lebenswerk überantworten soll? Ist es nicht vielmehr ebenso natürlich wie tragisch, daß sie ihn, in dem sie einen Verächter sieht, hassen muß, wie sie einst seinen Vater gehaßt hat, und daß sie, da er zum Manne gereift ist, auf Mittel sinnt, um ihn von dem teuern Gut, das sie an sich gerissen hat, auszuschließen? Wohl vertragen sich Herrscher und Thronfolger fast immer schlecht, und wenn der Herrscher gar noch eine Herrscherin ist, dann gibt es geheime und aufreibende Sohnestragödien, wie sie sich in der Wiener Burg zwischen Maria Theresia und Joseph II. abspielten, was aber zwischen Katharina und Paul vorging, war

ſtärker und ſchrecklicher als alles, was je in Berlin oder Wien geſchah, weil in einem Lande, wo alles auf Zufall und Primitivität geſtellt war, Furcht und Möglichkeiten größer waren als anderswo, weil hier die Inſtinkte noch roh und laut reden durften und die menſchlichen Leidenſchaften ihre Tiergeſichter unverhüllt zeigten. So wächſt der Gegenſatz zwiſchen Kaiſerin und Großfürſt weit über die übliche Kronprinzenfronde hinaus zu einem Schauſpiel des Haſſes, in dem ſich Mutter und Sohn gegenſeitig zerfleiſchen und nicht merken, nicht merken wollen, wie jeder ſich ſelbſt entehrt, da er den andern blutig trifft. Zwiſchen ihnen aber ſteht grinſend, hetzend das Geſpenſt in der holſteiniſchen Uniform, weiſt auf die Fingermale an ſeinem Halſe und dann auf die Orloffs, die gefürſtet, goldüberſchüttet um die Zarin ſtehen, und verdammt ſo den Sohn, das Schickſal jenes Dänenprinzen nachfühlend zu erleben, den einſt Shakeſpeare im Spiel über die Bretter des Globetheaters ſchreiten ließ . . . — —

* * *

Paul war erſt fünfzehn Jahre alt, als ſeine Mutter ſchon Heiratspläne für ihn zu ſpinnen begann, und als er achtzehn zählte, drängte ſie zur Ausführung, obgleich die Kanonen des erſten Türkenkrieges über die Brautwerbung hindröhnten. Nun ſah der ruſſiſche Hof wieder beinahe ſo aus wie vor dreißig Jahren, da man für den Vater Pauls das kleine Mädchen aus Stettin hatte kommen laſſen; wieder flöteten die Diplomaten die Namen aller möglichen Prinzeſſinnen, wieder erwogen Zarin und Thronfolger, welche wohl die Berufenſte ſei,

und wieder gelang es König Friedrich von Preußen, den Eheſtifter zu ſpielen und die Augen der Zarin auf die Töchter der „großen Landgräfin", Karoline von Heſſen, zu lenken. Herrn Friedrich lag an dieſer Heirat ſehr viel, denn erſtens hoffte er, daß eine Tochter der ihm unbedingt ergebenen Landgräfin ſeine Intereſſen an der Newa beſſer und ſelbſtverſtändlicher vertreten ſollte, als es vor langen Jahren Eliſabeth von Anhalt-Zerbſt und ſpäterhin ihre eigenwillige Tochter getan hatten, und zweitens ſchätzte er die Landgräfin aufrichtig und gönnte ihr gerne das Glück, eins ihrer zahlreichen Kinder auf dem ruſſiſchen Thron zu ſehen. Wie vor dreißig Jahren Eliſabeth von Anhalt-Zerbſt, ſo rüſtet ſich jetzt Karoline von Heſſen zur großen, ſchickſalsſchweren Reiſe, läßt gleichfalls den Gatten daheim, debattiert aber weder mit ihm noch mit ſonſt jemand über den notwendigen Glaubenswechſel der Tochter, denn ſie iſt feſt entſchloſſen, ihn vollziehen zu laſſen, wär's auch gegen den Willen ſämtlicher Familienmitglieder von Heſſen-Darmſtadt und Zweibrücken-Birkenfeld. Denn dieſe Frau hat in ihrer Willensſtärke, ihrem Ehrgeiz, ihrer Selbſtbeherrſchung und — — ihrer Verſchlagenheit große Ähnlichkeit mit der Zarin, iſt ihr aber bei weitem überlegen an Feinheit der Empfindung und an geiſtiger Kultur.

Das Schickſal hatte es mit dieſer ungewöhnlichen Frau nicht gerade gut gemeint, denn der Landgraf Ludwig war ein ſchrullenhafter Herr, der ſeine Neigung zwiſchen Kaſernendrill und Geiſtererſcheinungen teilte und durch die ſtarke Verſchuldung ſeines Vaters nie zu anderem Reichtum kam, als zu einer großen Kinderſchaar, die in der Mehrzahl aus

Töchtern bestand, so daß die arme Landgräfin in ihren Briefen öfters mit grimmigem Humor fragt, wo denn wohl die Prinzen herkommen sollten, um diese hessische Töchterschaar zu heiraten. Als nun der Ruf aus Rußland an sie erging, nahm sie gleich drei der Töchter mit, damit die Zarin wählen konnte, wünschte aber wohl bei sich, daß die Wahl auf die jüngste, Wilhelmine, fallen sollte, weil ihr diese am geeignetsten schien für die ebenso schwierige wie aussichtsreiche Stellung einer Großfürstin. Mimi (wie Wilhelmine in der Intimität genannt wurde) war gewiß weder eine Schönheit, noch blendete sie durch ihr Wesen, denn die Mutter klagt in ihren Briefen über den schlechten Teint der Tochter und versichert Herrn Friedrich immer wieder ängstlich, daß ihre Mädchen Kleinstädterinnen und durchaus nicht für die große Welt erzogen seien. Aber dieses kleine deutsche Mädchen besitzt, ohne daß es ihm vielleicht selbst zum Bewußtsein kommt, den zähen Willen und den stummen Ehrgeiz seiner Mutter, und sie ist so von Lebensfreude und Temperament erfüllt, daß von ihr ein unwiderstehliches Fluidum auf die Männer übergeht und sie berauscht, als hätten sie jungen Wein getrunken. Schon auf der Fahrt nach Rußland verliebt sich der schöne Rasumowski, der die Damen im Namen der Zarin geleiten soll, Hals über Kopf und, wie böse Zungen behaupten, nicht ohne Erfolg in sie; Gregor Orloff, der sich durch die Gunst der Zarin zu allem berechtigt glaubt, faßt den verwegenen Plan, Mimi dem Großfürsten abspenstig zu machen und zu heiraten, und Paul ist, kaum daß er sie gesehen, sinnlos in sie verliebt und wird es bleiben, bis der Tod sie ihm nach

kurzer Ehe entreißt. Auch der Zarin gefällt die Schwiegertochter sehr, obgleich sie den verborgenen Ehrgeiz sofort erkennt, und sie schreibt nach der Hochzeit die hübschen Worte an die Landgräfin: „Der Großfürst tut nichts anderes, als mir immerfort die Vorzüge seiner Frau rühmen. Ich lache nur in mich hinein, denn ich sehe ja doch selbst, wie sie ist . . .“

Damals schien das Familienleben der Zarenfamilie heiter und innig, wie man es an diesem Hof seit langem nicht mehr gesehen hatte. Paul war in seiner Ehe überglücklich, Katharina freute sich des Glücks und der Schwiegertochter, sah in Paul noch nicht ihren Gegner, sondern ihren Erben, den sie an allem teilnehmen lassen und ehestens in die Staatsgeschäfte einführen wollte. Sah sie aber wirklich, wie die Schwiegertochter, die jetzt Natalie hieß, war? Man darf daran zweifeln, darf annehmen, daß Mimi niemals Großfürstin geworden wäre, wenn die Zarin diese junge Frau in der Tiefe ihres Wesens erkannt und erfaßt hätte. So aber sah Katharina an ihr zunächst nur, daß sie Paul sehr glücklich machte, was der Mutter gefiel, und später sah sie, was ihr bedeutend weniger gefiel, daß Mimi-Natalie in gewissen Dingen sehr vorurteilslos war und das Vertrauen ihres jungen, verliebten Gatten gründlich mißbrauchte. Katharina warnte Paul, mahnte ihn, seiner Frau die Zügel etwas straffer anzuziehen, aber Paul blieb vertrauensselig wie sonst nie und unberechenbar wie immer und erfuhr nichts von den Hehlerdiensten, zu denen die Hoffräulein seiner Frau sich hergaben. Ob er auch nichts davon erfuhr, daß

Panin mit Natalie den Entwurf einer Verfassung ausgearbeitet hatte und daß Nataliens erwachter Ehrgeiz mit dem Gedanken spielte, dem Beispiel zu folgen, das Katharina gegeben hatte, daß sie die Möglichkeit erwog, Paul als konstitutionellen Herrscher an die Stelle seiner autokratischen Mutter zu setzen? Man kann die Frage weder bejahen noch verneinen, zudem über diese verwegenen Pläne Nataliens authentische Dokumente nicht in die Öffentlichkeit gelangt sind. Aber nach kaum dreijähriger Ehe starb Natalie im ersten Wochenbett, weil, wie die einen sagten, ein geheim gehaltener Beckenbruch es ihr unmöglich machte, ein Kind zur Welt zu bringen, während andere und nicht wenige behaupteten, daß die junge Frau durch ein „Versehen" der Hebamme gestorben sei, ein „Versehen", das Potemkin bestellt und Katharina mit Gold aufgewogen haben soll.

Paul geberdete sich über den Tod seiner Frau zuerst wie ein Verzweifelter, aber er war blutjung, in seinem Herzen vereinsamt, sprunghaft in seinen Gefühlen, und darum interessierte er sich schon nach wenigen Monaten lebhaft für die neue Wahl, die seine Mutter für ihn treffen wollte, und war in Sophie von Württemberg, die nach der Taufe Maria Feodorowna hieß, nicht weniger verliebt als in Natalie. Corberon schreibt über diese zweite Frau: „Gleichviel, ob Prinzessin von Württemberg, Großfürstin oder Zarin, — diese hier wird nie etwas anderes sein als Weib," und damit hat er sie wohl im allgemeinen richtig gekennzeichnet, denn wenn auch in dieser blühenden, molligen Schwäbin ebenfalls tiefverborgen der Ehrgeiz schlummerte, der

UNIV. OF CALIFORNIA

Maria Feodorowna.
Gemälde von J. B. von Lampi im Königl. Schloß zu Stuttgart.

[illegible]

Herrscherinnenehrgeiz, der gerade in Rußland einen so günstigen Boden fand, so war sie zunächst doch nichts, wollte nichts sein als die Frau ihres Mannes, der sie aus den beschränkten Verhältnissen eines kleinen deutschen Hofes herausgeholt und zur Großfürstin gemacht hatte. Sie beherrschte ihn, ohne daß er's merkte, durch seine Liebe, war ihm, nur ihm zu eigen, gebar ihm viele Kinder und schuf dem Ruhelosen, Verbitterten eine Atmosphäre tiefen, stillen Glücks. Paul, der ja niemals ein wirkliches Familienleben gekannt hatte, sehnte sich danach, wie man sich nur nach Unbekanntem sehnen kann, flüchtete vor der Zwietracht mit seiner Mutter, vor den Ungezogenheiten, die deren Günstlinge sich gegen ihn erlaubten, vor seinem Kronprinzenelend und vor dem Schwereren, das in seiner unglücklichen Veranlagung lag, in die Arme seiner Frau, in den Schoß seiner Familie, an der er mit rührender Zärtlichkeit hing. Doch auch nach diesem bürgerlichen Glück streckt die Mutter die Hand aus, nimmt dem jungen Paar die erstgeborenen Söhne weg, geradeso wie man ihr einst Paul weggenommen hat, tut's nicht in böser Absicht, aber mit der selbstverständlichen Tyrannei, die ihr nun schon zur Natur geworden ist und mit der sie sich einredet, daß es ihr Recht sei, die ältesten Enkel nach *ihren* Ideen zu erziehen, obgleich sie sich als Pädagogin niemals mit Lorbeeren bedeckte. Die jüngeren Kinder dagegen bleiben den Eltern überlassen, und um all ihre Enkel schlingt Katharina eine große, ja kindische Zärtlichkeit, in der man endlich auch jene Wärme spürt, die ihr sonst im Leben immer gefehlt hat. Der kleine Alexander und der kleine Konstantin

sind nach ihrer Ansicht wahre Wunderkinder, obgleich Konstantin ein schwächliches Pflänzchen und Alexander schwerhörig ist. Sie spielt stundenlang mit den Kindern, kann immerfort, in welchem Alter sie auch stehen, auf all ihre Ideen und Torheiten eingehen und wird von ihnen, auf denen die Verbitterung und die Melancholie des Vaters oft lastend liegen, geliebt, wie Kinder oder junge Menschen eben immer Heitere lieben, die mit ihnen lachen und scherzen und ihnen nicht von den Schwierigkeiten des Lebens sprechen. Da schreibt sie dann wohl glückselig und stolz an Grimm, daß sie „der Lustigmacher" ist und daß die Kinder sich, wenn der Vater abgereist ist, mit der Großmutter prachtvoll amüsieren: „denn, wenn die Katze aus dem Haus ist, springen die Mäuse auf dem Tisch herum!"

Als Paul sich zum ersten Male vermählte, sprach seine Mutter davon, daß er nun auch in die Pflichten des künftigen Herrschers eingeführt werden sollte, aber sie sprach nur davon und machte ihre Worte nie zur Wirklichkeit. Im Gegenteil, Paul wurde, soviel es ging, von allen Staatsgeschäften und großen Unternehmungen ferngehalten und mußte sich den Platz im Staatsrat buchstäblich erzwingen. Erzwang ihn und verließ ihn alsbald wieder, denn an ein gemeinschaftliches Arbeiten mit seiner Mutter war bei der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere und ihrer Ansichten nicht zu denken. Es gab ja keinen Punkt in der Welt mehr, auf dem diese beiden Menschen einander hätten begegnen oder sich einigen können, denn alles, was Katharina je getan hatte oder tat, erschien dem Sohn nur wie brutale Vergewaltigung seines Rechts

und des Rechtes überhaupt. Alles, was Paul wollte oder liebte, war in den Augen der Mutter Mißachtung für ihr Wesen und ihr Werk und Gefahr für die Zukunft. Paul ist romantisch, mystisch, melancholisch, träumt nicht aus dem Gedanken an die Menschenwürde, sondern aus einer gütigen Empfindung heraus von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Katharina ist nüchtern, klar, fröhlich, und die philosophischen, menschheitsbeglückenden Ideen, die sie früher einmal gehegt und gehätschelt hatte, sind längst untergegangen vor der Notwendigkeit schwerer Zeiten und vor der Menschenverachtung, die fast alle großen Herrscher gegen das Ende ihres Lebens befällt. So erschien sie dem Sohn als eine abscheuliche Tyrannin, so betrachtete sie den Sohn als einen gefährlichen Schwärmer, und darum mußte Krieg zwischen ihnen sein, der mit solcher Verbissenheit und Unmenschlichkeit geführt wurde, daß Paul, der in seiner schweren Art alles zehnmal schwärzer sah, als es in Wirklichkeit war, ausrufen konnte: „Nicht einmal einen Hund, der an mir hängt, könnt' ich um mich haben, denn meine Mutter ließe ihn sofort ertränken!" Als Feinde stehen sie sich gegenüber und wie Feinde sind sie voreinander auf der Hut, treffen heimlich, hinter dem Rücken des andern, ihre Vorkehrungen, um sich zu schützen und den Andern zu verderben. Da Paul in den zweiten Türkenkrieg zieht, setzt er in seinem mit Maria Feodorowna ausgearbeiteten Testament fest, daß, falls in seiner Abwesenheit seiner Mutter etwas Menschliches zustieße, Maria Feodorowna die Regierung führen und unverzüglich alle Papiere der sterbenden oder toten Katharina

an sich nehmen und unter Siegel halten sollte. Um diese Papiere seiner Mutter, um Zettel und Verfügungen, die sie in ihrem Schreibtisch aufbewahrt, kreisen unablässig Pauls Gedanken und Gier. Katharina hat ja bei ihren Zwistigkeiten und auch sonst mehr als einmal gedroht, daß sie ihn enterben und das Reich einem von seinen Söhnen übergeben werde, und er kennt ihren Willen und ihre Gefühle gut genug, um zu wissen, daß sie, wenn sie es ernsthaft vor hat, aus der Drohung Ernst macht. Ist im Schreibtisch der Zarin eine Verfügung vorhanden, die von der Nachfolge spricht oder sie zu ungunsten des Sohnes regelt? Diese Frage beschäftigt nicht nur den Thronfolger, sondern auch weite Kreise auf das Lebhafteste, denn wie immer und überall, so stehen sich auch hier die Parteien des alten und des jungen Hofes gegenüber, und wenn jene hoffen, daß die Zarin noch über ihr Grab hinaus die bestehenden Zustände in Rußland erhalten möge, so wünschen und glauben diese, daß es Paul vergönnt sein wird, sein Land all den Segnungen entgegen zu führen, von denen seine mißhandelte, gütige Seele jetzt träumt. Wird er enterbt oder nicht? Niemand weiß die Antwort auf diese Frage, und unter der Qual dieser Frage steht Paul zwanzig Jahre lang wie unter dem Schwert . . .

10.

Nun sank Katharinas Sonne schon tief im Westen, und in den schrägen Strahlen, die sie über das Land hinwarf, stieg das Lebenswerk der schöpferischen Frau stolz und flimmernd in die Höhe wie ein

Obelisk aus Gold. Großes hatte sie vollbracht, doch immer noch Größeres gewollt, und so rüstete sie auch jetzt, obschon ihr Dasein zu verglimmen begann, eine höchst phantastische Expedition aus, die Persien erobern, die Verbindung Konstantinopels mit Asien abschneiden und so, mit Hilfe einer zweiten Armee, die über den Balkan kommen wird, Konstantinopel gleichsam von hinten nehmen soll. Zur Ehre Katharinas muß gesagt werden, daß dieser unmögliche Plan nicht von ihr ausgesonnen war, sondern von Plato Zoubof, dem hübschen, albernen Leutnant, den Katharina damals für das größte Genie Rußlands erklärte, und von dessen Brüdern, die sich allesamt bei dieser Expedition einen Kriegsruhm à la Potemkin holen wollten. Die Zarin sah nicht, wie unausführbar dieser Kriegsplan war, merkte nicht oder wollte nicht merken, wie das geplagte Land aufstöhnte unter der Last der endlosen Kriege und unter all den offs und ins und ois, die dem Volke durch die Hand der Kaiserin im Laufe von drei Jahrzehnten ungefähr 400 Millionen Rubel abzapften. Scheinbar immer noch frisch, alert und robust wie früher, ist sie doch schon innerlich verbraucht und ausgebrannt, will nicht mehr träumen, nur noch herrschen, fühlt nicht, wie sie sich mehr und mehr dem Volk entfremdet, in das sie sich doch einst so inbrünstig versenkt hat. Immer noch schreibt sie viele Briefe an Grimm, berichtet mit etwas gemachter Draufgängerei, daß sie ihre Magenschmerzen mit Pfeffer und Madeira kuriere, aber trotzdem können sie jetzt Dinge, über die sie ehedem mit ihrem „der Mensch muß lustig sein“ wegsprang, tief verstimmen, und als sie einen Kometen erblickte, wird

sie, die einst über jeden Aberglauben lachte und wetterte, von Todesahnungen ergriffen. Doch immer noch streckt sich die faltige Hand nach unwürdigen Zerstreuungen aus, und ungeschwächt lebt in dem Greisenherzen die Furcht vor dem Zerstörungswerk des Sohnes und der Haß gegen ihn. Und weil sie vielleicht fühlt, daß ihre Tage schon gezählt sind, läßt sie sich im Herbst 1796 von ihrem Sekretär die Thronfolgeordnung vorlesen, die Peter der Große verfaßte, hört gespannt zu, auf welchen Grundsätzen er sie aufbaute und weshalb er seinen einzigen Sohn enterbte. Dann hat sie eine lange Unterredung mit Maria Feodorowna und eine andere mit dem jungen Alexander und dann — —

* * *

Ein milder Novembertag liegt über Gatschina, wo der Großfürst mit seiner Familie lebt. Er liebt dies Schloß, obgleich es einst Gregor Orloff gehörte, liebt seinen weiten Park, in dem sich so gut romantischen und mystischen Phantastereien nachsinnen läßt, liebt seine Mauern, an denen zerschellt, was von Petersburg her Bitteres oder Unsauberes kommt, flüchtet hierher vor dem großen Leid, das sein ganzes Leben zerfressen hat und ihn vorbestimmt für sein tragisches Ende. Ein milder Tag ist dieser 16. November des Jahres 1796, und behaglich, wie ein bürgerliches Ehepaar, sitzen nach Tisch Paul und seine Frau beim Kaffee. Doch die Behaglichkeit ist nur äußerlich, denn Paul hat in der letzten Nacht einen schweren Traum gehabt, der ihn noch quält und über dessen Vorbedeutung er jetzt mit seinem ewig regen Mißtrauen nachgrübelt. Und dabei

weiß er noch nicht einmal von der Unterredung, die seine Mutter mit seiner Frau gehabt hat, wenn er auch wohl ahnt, ahnen muß, was die Zarin gegen ihn unternehmen will. . .

Er sitzt und grübelt, trinkt in kleinen Schlucken seinen Kaffee und wird immer mißmutiger, immer melancholischer. Da horch! Geräusch, plötzliche Schritte, die sich dem Gemach nähern. Paul schrickt zusammen, blickt seine Frau fragend an. . . Ein Diener stürzt aufgeregt herein, meldet, daß Nikolaus Zoubof aus Petersburg in Gatschina eingetroffen sei. Paul erblaßt. In der großen Angst, die ihn befällt, überhört er beinahe den Namen, den der Diener nennt, glaubt nur, daß jetzt seine Mutter endlich ihren Haß an ihm kühlen wird, daß auch für ihn schon ein Ropscha und vielleicht auch ein Orloff bereit steht. Er faßt die Hand seiner Frau, flüstert ihr zu: „Wir sind verloren!", fragt den Diener, als könne sich's nur um eine Verschwörung handeln:

„Wieviele sind es?"

„Einer, kaiserliche Hoheit!" entgegnet der Diener, der sicher nicht begreift, was sein Herr mit der seltsamen Frage meint. Da atmet Paul befreit auf: „Wir sind gerettet", schlägt das Kreuz über sich und befiehlt dem Diener:

„Laß ihn eintreten!"

Der riesengroße Nikolaus Zoubof tritt ein und wirft sich schon im nächsten Augenblick zu Pauls Füßen nieder. Die Kaiserin hat heute morgen einen Schlaganfall erlitten und liegt nun röchelnd, blutigen Schaum vor dem Munde, ohne Bewußtsein da. Nach Jahrzehnten der Kränkungen, der Furcht und des Wartens ist endlich Pauls große Stunde

gekommen, und der kniende Zoubof kündigte sie ihm an. . . —

Es macht Pauls Herzen alle Ehre, daß er von der Botschaft zunächst mehr bestürzt als erfreut war. Er weinte, sagte ein übers andere Mal: „Es ist schrecklich", küßte abwechselnd seine Frau und Zoubof und konnte es nicht erwarten, daß die Pferde angespannt wurden, die ihn nach Petersburg bringen sollten. Gewiß weinte er nicht nur aus Schmerz, sondern auch aus allgemeiner, heftiger Nervenerschütterung, aber sicher ist in diesen Augenblicken, wenn auch nur vorübergehend, ein lang verschüttetes Gefühl wieder in ihm auferstanden, denn was immer man später ihm an schlechten Eigenschaften nachsagen konnte, — ein Heuchler ist er niemals gewesen. Seine Fahrt nach Petersburg ist übrigens ungemein charakteristisch für das Sprunghafte und Unzusammenhängende seines ganzen Wesens, in dem die widersprechendsten Neigungen und Leidenschaften Tür an Tür nebeneinander wohnten.

Zunächst war er ganz Trauer und Ungeduld, die sterbende Mutter zu sehen. Dann, als es Nacht wurde, schwärmte er den Mond an, und als er endlich im Palast der sterbenden Kaiserin eintraf, hatte er keinen andern Gedanken mehr, als die Papiere, um die seine Gedanken seit zwanzig Jahren kreiste.

Vierundzwanzig Stunden lang lag Katharina noch im Todeskampf, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, und in diesen vierundzwanzig Stunden offenbarte ihre Umgebung die ganze Erbärmlichkeit der menschlichen Natur und auch die innere Armut, in der die glänzende und gewaltige Frau gelebt

hatte. Denn an diesem Sterbebett saß niemand, der voll trauernder Zärtlichkeit auf dies verrinnende Leben geblickt hätte, kein Mund sprach zu ihr die törichten, süßen Worte, die wir nur in den großen Mysterien des Lebens — Liebe und Tod — finden und sprechen. Wohl war ihr Sterbegemach erfüllt von Männern, die gespannt immer wieder die Ärzte fragten, ob denn keine Hoffnung mehr sei, ob es wirklich zu Ende gehen müsse, sie alle aber dachten nur an das Reich oder an sich, und keiner wünschte, daß diese Frau um ihrer selbst willen lebe. Und sie alle, gleichviel ob sie Katharinas herrschende oder schenkende Hand verehrten, blicken gespannt, trotzig oder furchtsam auf Paul, den Herrn von morgen, und je weiter der Verfall der Sterbenden voranschreitet, umso mehr schmilzt der Trotz, um so hündischer wird die Demut vor ihm.

Paul hielt sich neben dem Sterbezimmer seiner Mutter in einem Kabinett auf, das keinen eigenen Ausgang besaß, so daß alle, die zu ihm wollten (und wer wollte nicht zu ihm!), an der Sterbenden vorbei mußten, um zu ihm zu gelangen. Diese Ungehörigkeit störte aber offenbar keinen, denn für sie alle war das Verscheiden Katharinas nicht ein ergreifendes Schicksal, sondern nur ein politischer Vorgang, und niemand dachte an den krassen Hohn auf alle menschliche Größe, der sich hier offenbarte, wo jeder an einer Sterbenden vorüberging, um vom Lebenden Befehle zu erhalten. Dem Lebenden hatten inzwischen, wie es heißt, gefällige Hände schon jetzt die Papiere der Kaiserin ausgeliefert, und Paul konnte nun in Hast und Aufregung das vielbesprochene Testament suchen

oder den Ukas, der ihm zugunsten seines Alexander die Krone absprechen sollte.

Über das, was Paul in den Papieren seiner Mutter fand oder nicht fand, was er mit seinen wirklichen oder vermeintlichen Funden tat, sind zahllose Vermutungen, Deutungen und Anekdoten in Umlauf gesetzt worden, aber die wirkliche Wahrheit hat sich nie restlos offenbart, wie überhaupt die Vorgänge, die sich in und neben diesem Sterbezimmer abspielten, immer verschieden, aber immer „authentisch" berichtet werden. Die einen behaupten, Katharina hätte den Sohn zu friedlichem Verzicht auf die Krone überreden wollen und versucht, sowohl seine Frau wie seinen ältesten Sohn für diesen Plan zu gewinnen. Maria Feodorowna hätte sich geweigert, Alexander aber zum Schein, gerade um dem Vater die Krone zu erhalten, zugestimmt, und der Dankbrief des Enkels an die Großmutter hätte sich unter den Papieren Plato Zoubofs vorgefunden. Andere wollen wissen, daß sich im Nachlaß der Kaiserin ein schwarz gebundenes Päckchen gefunden habe, das die Enterbung Pauls bestimmte und das er, noch ehe seine Mutter verschieden war, verbrannt hätte. Wieder Andere halten fest, daß erst der junge Alexander, dem sein Vater die Sichtung der großmütterlichen Papiere überlassen hätte, den Enterbungsukas vorfand und auf eigene Faust verbrannte, ohne seinem Vater ein Wort davon zu sagen. Und noch Andere meinen, daß Katharina mit der Enterbung immer nur gedroht oder daß ihr plötzlicher Tod sie verhindert habe, irgend ein die Nachfolge bestimmendes Dokument zu hinterlassen. Doch wie immer es gewesen sein mag, —

am 17. November 1796 in der Morgenfrühe war ihr Todeskampf zu Ende, und Paul rief alsbald mit erstickter Stimme: „Ich bin Euer Zar! Holt mir schleunigst einen Popen!"

* * *

Von Lichtern umbrannt, von Gebete murmelnden Popen umkreist, liegt Katharina auf dem Paradebett. Im kaiserlichen Palast ist alles dunkel, denn alle sind verhetzt und übermüdet von den Erregungen und Ereignissen dieser letzten Tage. Nur Paul ist wach und hält nächtige Zwiesprache mit dem Gespenst in der holsteinischen Uniform. Das zeigt wieder auf die blauen Fingermale an seinem Halse, stöhnt, daß niemals der Metropolit ihm die Krone auf die Stirne drücken durfte, und verschwindet ächzend, während um den Sohn wilde, spukhafte Vorstellungen flattern und zerflattern wie die Nebel in einer Herbstnacht der Berge. Allmählich aber formen sie sich zu einem klaren Bild, das so grauenhaft ist, als hätte es die mönchische Phantasie eines Mittelalterkaisers ausgedacht. Und wie Paul es in Nächten, da er von Halluzinationen heimgesucht wurde, ersonnen hatte, so wurde es auch vollzogen: Er ließ das Skelett seines Vaters ausgraben und feierlich krönen, gerade als ob Peter noch am Leben wäre, und weil Alexei Orloff ihn gemordet hatte, mußte er ihm jetzt in dem schaurigen Krönungszug die Krone vorantragen. Dann wurde Peter neben Katharina bestattet, und so hat — eine seltsame Ironie! — der Tod die beiden wieder vereint, die sich doch, da sie lebten, bis in den Tod haßten. —

So rächte Paul den Toten an der Toten. Die Rache aber, die er für seine eigenen Leiden ersann,

war weniger ſchaurig, doch viel großzügiger, griff nicht ins Schattenreich, ſondern in das Leben, in die Zukunft hinein. Weil Katharina regiert hat, ſoll nie wieder ein Weib in Rußland regieren, und darum verlieſt Paul unmittelbar nach ſeiner Krönung, noch in vollem Ornat, in der Kirche ſein neues Thronfolgegeſetz, das die Frauen von der Regierung ausſchließt. Mit dieſem Ukas, der die Schuld einer einzigen an ihrem ganzen Geſchlecht rächt, verrät Paul deutlicher und erſchütternder, als er es in zwanzig Bänden hätte tun können, was er von der Herrſchaft ſeiner Mutter gedacht und erduldet hat...

Der himmliſche Bräutigam aber, der Ruhm, dem Katharina ſich verlobt hatte, trat mit leuchtenden Schritten zu der toten Kaiſerin hin. Er verlöſchte die Zeichen der Schmähung und des Undanks, die der Sohn und das Volk auf die Sargwände geritzt hatten, denn trotz aller menſchlichen Schwächen und Verfehlungen war die Seele dieſer Frau mächtig und voll jubelnden Wollens geweſen. Über Haß und Vergeſſenheit trug er ſie hinauf in die Gefilde der Unſterblichkeit, um die ſie faſt ein halbes Jahrhundert lang mit all ihren Kräften und all ihrer Sehnſucht gerungen hatte. Zu den Erwählten unter den Herrſchern führte er ſie hin, zu ihnen, die ihren Ländern Urkraft — neue Erde — erringen durften. Und weil auch ſie allezeit eine Mehrerin des Reiches geweſen war, nannte er ſie und vermählte ſie ſich mit dem Namen:

— Katharina die Große. —

Benutzte Werke:

Waliſzewski, K.: Le Roman d'une Impératrice.
—, Autour d'un Trône.
—, La Dernière des Romanov.
Paul I.
Lettres de Cathérine II et de Voltaire.
Brückner: Katharina II.
Billbaſſoff: Geſchichte Katharinas II.
Bülau: Geheime Geſchichten und rätſelhafte Menſchen.
Briefwechſel der Landgräfin Karoline von Heſſen.
Memoiren der Kaiſerin Katharina II.
Katharina II.: Lettres à Grimm.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

JUL 22 1937

JUL 23 1937

JUL 31 1969 17

REC'D LD JUL 28 '69 -5PM

7 1937

APR 16 1933

23 ...y'58 JH

RECEIVED

LD 21-100m-8,'34

280763 CT3200
Frauenleben---F74
Brachvogel v.17

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY